

DEUTSCHE RUNDSCHAU

Herausgegeben von Rudolf Pechel

Aus dem Inhalt:

- Hans von Raumer* . Unternehmer und Gewerkschaften
in der Weimarer Zeit
- Ludwig Reiners* . Licht und Schatten
im wilhelminischen Deutschland
- Alfred Frisch* . Katholizismus in Frankreich heute
- Fritz Kraus* . . Über den Selbstmord
- Fritz Martini* . Hermann Broch
und »Der Versucher«
- Leonhard Frank* . Berliner Liebesgeschichte 1945
(Erzählung)

80. Jahrgang · Mai 1954



VERLAG DEUTSCHE RUNDSCHAU · BADEN-BADEN

INHALT

HANS VON RAUMER

Unternehmer und Gewerkschaften in der Weimarer Zeit . . . 425

LUDWIG REINERS

Licht und Schatten im wilhelminischen Deutschland . . . 435

ELLEN MARIA GORRISSEN

Österreichs Schicksal . . . 445

ALFRED FRISCH

Katholizismus in Frankreich heute . . . 450

R. CALTOFEN

Festtage im Tessin . . . 456

FRITZ KRAUS

Über den Selbstmord . . . 458

FRITZ DIETRICH

Neue Denkmäler (II) . . . 466

FRITZ MARTINI

Hermann Broch und „Der Versucher“ . . . 468

KARL KROLOW

Wesenszüge deutscher Lyrik in diesen Jahren . . . 475

KARL SCHWEDHELM

Traumboot . . . 479

BRIEFE AN DIE

DEUTSCHE RUNDSCHAU . . . 480

RUNDSCHAU

Die Sowjetunion als Seemacht (481)
— Neues von der Donau (483) —
Pakistan als islamische Republik
(485) — Indiens Außenpolitik (487)
— Am Bug steht „Wilhelm Pieck“
(488) — Verlorene Kunstschätze (489)

LEONHARD FRANK

Berliner Liebesgeschichte 1945 . . . 492

WERNER ACKERMANN

Urwald in der großen Stadt . . . 498

WILHELM JACOBS

Der eingewickelte
Glückspfennig . . . 515

THEATERRUNDSCHAU . . . 518

LITERARISCHE

RUNDSCHAU . . . 521

Redaktion: Stuttgart O, Haußmannstr. 38, Tel. 24 10 67. — Verlag Deutsche Rundschau, Baden-Baden, Schloßstr. 8, Auslieferung: Kairos-Verlag, Baden-Baden. — Die Deutsche Rundschau erscheint monatlich. Einzelpreis: DM 1,80, vierteljährlich: DM 5,—, jährlich: DM 18,—, ermäßigter Jahresbezug für Studierende: DM 12,—. Zusätzl. Zustellgebühr. Bankverbindung: Süddeutsche Bank, Baden-Baden. — Die Deutsche Rundschau veröffentlicht nur Erstdrucke. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Rücksend. unverlangter Manuskripte nur bei Rückporto. — Herausgeber: Rudolf Pechel. Verantwortlicher Redakteur: Klaus Hoche.

Druck: Pressehaus Geisel & Co., Wiesbaden.

Unternehmer und Gewerkschaften in der Weimarer Zeit

Nachdem wir in Heft 3/1954 Prof. Theodor Eschenburgs „Kurze Geschichte der Weimarer Republik“ aus der Sendereihe des Süddeutschen Rundfunks über die Weimarer Republik abgedruckt haben, bringen wir nachstehend als zweiten Beitrag dieser Reihe den Vortrag von Reichsminister a. D. Hans v. Raumer über „Unternehmer und Gewerkschaften“.

D. R.

Man hat mich aufgefordert, über „Unternehmer und Gewerkschaften in der Weimarer Zeit“ zu sprechen, weil ich der letzte Überlebende derer bin, die bei den wichtigsten Geschehnissen auf diesem Gebiet führend mitwirkten. Ich will vor allem versuchen, der jungen Generation den Geist näher zu bringen, in dem die Ereignisse sich damals abspielten.

Ich gehe davon aus, daß der geschichtliche Zeitabschnitt, den man als „Weimarer Zeit“ bezeichnet, mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges einsetzt. Mit diesem Tage beginnen auf dem hier behandelten Gebiet fast schlagartig die Wandlungen, die das gesamte Gefüge der sozialen Beziehungen umformten.

Bis zum Kriegausbruch standen Regierungen wie Unternehmer im offenen Kampf gegen die Gewerkschaften. In der deutschen Gewerkschaftsbewegung hatten sich in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts drei Richtungen herausgeschält: Die liberalen Hirsch-Dunkerschen Gewerksvereine, ferner die christlichen Gewerkschaften, deren Kerntruppe die Bergarbeiter des Ruhrreviers waren, beide bei allen sozialen Forderungen nicht im Gegensatz zum damaligen Staat, beide reformatorisch, aber nicht revolutionär. 1913 umfaßten die Hirsch-Dunkerschen etwa 100 000, die christlichen etwa 340 000 Mitglieder.

Demgegenüber betrug die Mitgliederzahl der dritten Gruppe, der freien Gewerkschaften, etwa 2½ Millionen. In ihr lag der Schwerpunkt der Gewerkschaftsbewegung, ihr Verhalten hat die Entwicklung bestimmt. Hervorgegangen aus der Sozialdemokratischen Partei und mit ihr engstens verbunden, fühlten auch sie sich als Träger des Klassenkampfes mit dem Programm des Umsturzes der damaligen Staats-, Gesellschafts- und Eigentumsordnung. Diese Zielsetzung bestimmte die Haltung sowohl der Regierungen wie der Unternehmer. Für sie blieben auch nach Ablauf des Sozialistengesetzes im Jahre 1890 der marxistische Sozialismus und alle auf ihm begründeten Organisationen eine revolutionäre Bewegung, die den Bestand des Staates wie die Arbeit des Unternehmertums und seine Eigentumsrechte bedrohte. Folgerichtig taten beide alles, um die Entwicklung und die Einflußmöglichkeiten dieser Gewerkschaften einzudämmen. Sie als Vertreter der Arbeiterschaft anzuerkennen, wurde grundsätzlich abgelehnt.

Um ihr Wachsen und die gewerkschaftliche Betätigung ihrer Mitglieder zu unterbinden, bedienten sich die Regierungen einer reichlich schikanösen Anwendung des damaligen Koalitionsrechtes. Staatsangestellten und -arbeitern war die Mitgliedschaft untersagt. Die Unternehmer schritten vielfach zur Entlassung, wenn einem ihrer Arbeiter die Mitgliedschaft nachgewiesen wurde.

Aber es wäre ein Irrtum, anzunehmen, daß in den Betrieben nun ein Kriegszustand zwischen dem Unternehmer und seinen Arbeitern geherrscht hätte. Man darf nicht vergessen, daß die Jahrzehnte vor 1914 die heroische Zeit des deutschen Unternehmers waren, in der geniale Männer kleine, oft handwerkliche Betriebe zu Unternehmungen von Weltruf aufbauten und so Deutschland zu einem führenden Industriestaat machten. Man braucht aus der Reihe der Vielen nur an Männer wie Siemens, Rathenau, Borsig, Krupp, Daimler, Robert Bosch, Ballin, Hugo Stinnes und August Thyssen zu erinnern. Mochten auch, vor allem in technisch zurückgebliebenen Industriezweigen, noch schwere soziale Mißstände bestehen — in den großen aufstrebenden Industrien bedingte der technische Fortschritt die Heranbildung hochqualifizierter Facharbeiter, deren Lebenshaltung sich ständig hob. In den Erinnerungen des Gewerkschaftsführers August Winnig kann man lesen, wie stark ihn das Ausmaß dieser Hebung der Lebenshaltung bei einem Besuch im Ruhrrevier Anfang 1914 beeindruckt hat. Die schöpferische Leistung des Unternehmers und das Können des Facharbeiters bedingten einander und schufen in den Betrieben ungeachtet aller sozialen und politischen Gegensätze einen Geist der Werksgemeinschaft. Man braucht nur auf das heute größte deutsche Unternehmen hinzuweisen, dessen Begründer, Werner von Siemens, der geniale Schöpfer der deutschen Elektroindustrie, bereits Ende der sechziger Jahre in seinen Berliner Betrieben den Achtstundentag einführte, dessen erste Sorge es war, den Lebensabend seiner Mitarbeiter zu sichern und dessen kameradschaftliche Verbundenheit mit seinen Mitarbeitern noch heute, Jahrzehnte nach seinem Tod, unter den Werksangehörigen einen besonderen Geist der Zusammengehörigkeit hinterlassen hat. Wenn mir wenige Monate vor seinem Tode der wohl schöpferischste Industrielle des Ruhrreviers, der alte August Thyssen, ein völlig anspruchsloser, tiefreligiöser Mann, die Worte sagte: „Wenn ich jetzt vor meinen Herrgott trete, dann kann ich ihm sagen, ich habe für 80 000 Menschen Arbeit geschaffen“, so zeigt das, in welchem Sinne die großen Unternehmer den Wert ihrer Lebensarbeit auffaßten.

Ohne diese Einstellung der Unternehmer zu ihrem Werk und zu ihren Mitarbeitern und ohne die Achtung und das Vertrauen, die ihre Persönlichkeit und ihre Leistung den Arbeitnehmern einflößte, wäre, von beiden Seiten aus gesehen, die im Herbst 1918 erreichte Verständigung zwischen den beiden Sozialpartnern nicht möglich gewesen. Das Problem, das die Gegensätze schuf, war kein innerbetriebliches, sondern ein überbetriebliches, es entsprang dem Emanzipationskampf des Vierten Standes, der volle soziale und rechtliche Gleichberechtigung forderte, die er in der vor 1914 bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung nicht fand, lag in der marxistischen Ideologie, die die Vergesellschaftung der Produktionsmittel verlangte und den privaten Unternehmer als Ausbeuter diffamierte. Dieser Klassenkampfparole stand schroff gegenüber der Anspruch der Unternehmer, Herr im Haus zu sein, das sie gebaut hatten, das ihr Werk war. Jede Einmischung des Staates oder der Gewerkschaften lehnten sie ab. Sie beanspruchten völlige Freiheit in der Annahme und Entlassung ihrer Mitarbeiter und in der Gestaltung ihrer Lohn- und Arbeitsbedingungen.

Die Zeit hatte die Gegensätze nicht abgemildert, sondern verschärft. Anfang 1914 hatten sie sich so zugespitzt, daß die Reichsregierung eine Reihe von Ausnahmegesetzen und Strafrechtsverschärfungen auf dem Gebiete des Koalitionsrechts vorbereitete. Auf diese Absichten reagierten die Gewerkschaften im Juni 1914 auf dem Gewerkschaftskongreß in München mit äußerster Schärfe. Schwere Konflikte schienen im Anzuge.

Da kam der Krieg und wandelte alles. Die Sozialdemokratische Partei des Reichstages bewilligte die Kriegskredite. Ihr hochbegabter Führer Frank ging an die Front und fiel in den ersten Tagen des Krieges. Die Regierung erklärte sofort, sie werde den Gewerkschaften nicht die geringsten Schwierigkeiten machen. In dieser Atmosphäre schlossen die Sozialpartner den Burgfrieden. Alle Lohnkämpfe wurden eingestellt. Auf Anregung des Vorsitzenden des deutschen Holzarbeiterverbandes, Theodor Leipart, schlossen sich im Holzgewerbe und diesem Beispiel folgend im Bau-, im Buchdruck- und im Tabakgewerbe Gewerkschaften und Unternehmer zu Arbeitsgemeinschaften zusammen, um die durch den Krieg verursachten Notstände, vor allem die Arbeitslosigkeit und die Notlage der Familien der Kriegsteilnehmer, gemeinsam zu bekämpfen. Die ideologischen Gegensätze verstummten vor den Nöten der Stunde. Je ausschließlicher die Wirtschaft auf den Krieg eingestellt wurde, desto stärker wurde die Stellung der Gewerkschaften, die von den Behörden nunmehr als die Organisationskörper der Arbeiterschaft behandelt wurden. Ihre Stellung wurde verstärkt durch die Verständigung unter den drei Gewerkschaftsrichtungen zu gemeinsamem Vorgehen. Sie benutzten diese Lage, um ihre Forderungen durchzusetzen. Die Beschränkungen des Koalitionsrechtes wurden Mitte 1916 durch eine Änderung des Vereinsgesetzes beseitigt. Das Hilfsdienstgesetz brachte eine paritätische Beteiligung mit den Unternehmern an den für die Kriegswirtschaft geschaffenen Organisationen, paritätische Einigungsämter und in den Betrieben Betriebsausschüsse der Arbeitnehmer.

Diese Entwicklung stieß auf Widerstand, je mehr die durch den Kriegsausbruch entfachte Hochstimmung verflieg. Dem linken Flügel der Sozialdemokratie erschien die positive Mitarbeit als Verrat am Klassenkampfgedanken. Er splitterte sich von der Reichstagsfraktion ab und gründete Ostern 1917 die Unabhängige Sozialdemokratische Partei, die nunmehr die Arbeiterschaft gegen die Gewerkschaftsleitung aufwiegelte. Die großen Streiks in der Rüstungsindustrie 1917/18 und die Vorgänge, die zur Novemberrevolution führten, sind Auswirkungen dieser Zersetzungspropaganda. Es war ein hohes Verdienst der Gewerkschaftsführer, daß sie ungeachtet aller Widerstände den Weg des Burgfriedens und der Mitarbeit am Staat konsequent weitergingen.

Die großen Wirtschaftsverbände der Industrie hatten sich 1916 zum „Deutschen Industrierat“ zusammengeschlossen. Die spezifischen Arbeitgeberinteressen vertrat die Vereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände. Von hier aus setzten ebenfalls Widerstände gegen die Auswirkungen des Hilfsdienstgesetzes und gegen die paritätische Beteiligung der Gewerkschaften ein. Offen wurde 1917 von der Vereinigung erklärt, daß die unter dem Drang der Kriegsnotwendigkeiten abgerungenen Zugeständnisse an die Gewerkschaften nur vorübergehende Geltung hätten und daß man nicht gewillt sei, sich in irgendeiner Beziehung für die kommende Zeit festzulegen. Die Vorkriegs-Ideologien des Klassenkampfes und des „Herr im Hause“-Standpunktes meldeten sich wieder zum Wort und drohten in den

Arbeitermassen wie in der großen Menge der Unternehmer den Geist der Zusammenarbeit zu ersticken.

Anders bei den Führern. Die Kriegswirtschaft hatte sie in vielfache persönliche Berührung gebracht, und diese Berührung hatte Achtung und Vertrauen erzeugt. So kam es im Winter 1917/18 zu Besprechungen allgemeiner Probleme, vor allem der Kriegsaussichten und der Kriegsziele. Sie blieben ein Meinungsaustausch ohne praktisches Ergebnis. Die wesentliche Frage einer organischen Zusammenarbeit ließen sie unberührt. Die Entwicklung schien noch zu ungewiß, um bei der Einstellung der beiderseitigen Massen dieses heiße Eisen anzufassen.

Indessen war der Juli 1918 herangekommen. Der Krieg nahte sich sichtbar der Entscheidung. Um so schärfer zeichneten sich die Aufgaben ab, die nur in enger Zusammenarbeit von Unternehmern und Gewerkschaften lösbar schienen: die Demobilmachung, die Zurückführung der Millionen von Kriegsteilnehmern in die Arbeit und die Regelung der Übergangswirtschaft. Mein damaliger Arbeitskreis als Leiter des Zentralverbandes der elektrotechnischen Industrie führte mir die Dringlichkeit dieser Aufgaben täglich vor Augen.

Bei der Einstellung und der Schwerfälligkeit der Verbände erwartete ich von ihnen keine Lösung. Die Zeit solcher umständlichen Verhandlungen schien mir vorbei und die Lösung nur durch die Initiative einiger weniger führender Männer möglich. Die Anregung, mit der ich im Juli 1918 an einige mir bekannte Führer der Fertigungsindustrie herantrat, eine organische Zusammenarbeit mit den Gewerkschaften zu finden, bevor die Flut der Ereignisse über uns alle hinwegging, fand Zustimmung, und ich übernahm mit aller Einverständnis die vorbereitenden Verhandlungen. Durch Krankheit und andere Behinderung trat eine Verzögerung bis zum 2. Oktober ein. An diesem Tage traf ich im Hause des Staatssekretärs August Müller mit dem Vorsitzenden der freien Gewerkschaften, Carl Legien, seinem Stellvertreter, Gustav Bauer und August Schlicke vom Metallarbeiterverband zusammen. Eine harmonische Zusammenarbeit konnte, darüber war ich mit den Industrieführern einig geworden, nur auf dem Boden völliger Parität sich herausbilden. Volle Parität war das Ziel der Gewerkschaftspolitik gewesen, und so war es nicht verwunderlich, daß mein Angebot eine freudige Verhandlungsbereitschaft erzeugte. Kennzeichnend für die an diesem Tage geschaffene Atmosphäre war das Wort, das mir Legien auf dem gemeinsamen Heimweg sagte: „Und wenn aus der ganzen Sache nicht mehr herauskommt, als daß wir alle vier Wochen zwanglos um einen Tisch sitzen, so ist schon viel erreicht.“

Die am 2. Oktober in Aussicht genommene Verhandlung mit den führenden Unternehmern fand am 22. Oktober 1918 in meinem Hause statt. Ich hatte nur ein kleines Herrenzimmer, in dem ich die 11 Teilnehmer nur sehr gedrängt setzen konnte. Aber vielleicht erzeugte gerade diese familiäre Enge eine bessere Atmosphäre, als wenn wir in einem Beratungszimmer um einen feierlichen Tisch gesessen hätten. Von Unternehmenseite nahmen teil: Carl Friedrich von Siemens, Walther Rathenau, Geheimrat Deutsch von der AEG, Reichsrat v. Rieppel von der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg und Ernst von Borsig. Von Gewerkschaftsseite: Carl Legien, Gustav Bauer, August Schlicke und Theodor Leipart. Da die volle Parität in allen überbetrieblichen Organisationen die Grundlage der Verhandlungen bildete, lösten die von den Gewerkschaften formulierten Forderungen kaum eine Debatte aus. Man einigte sich auf folgende Punkte: Anerkennung der Gewerkschaften als berufene Vertreter der Arbeiterschaft, unbeschränktes Koalitionsrecht, pari-

tätischer Arbeitsnachweis, paritätische Schlichtungsinstanzen, Abschluß von Tarifverträgen in den einzelnen Industriezweigen, schließlich Abrücken der Unternehmer von den sogenannten „gelben Gewerkschaften“. Man vereinbarte ferner, alle durch das Kriegsende anfallenden Aufgaben in paritätischer Zusammenarbeit zu lösen.

Wenige Tage später trat auf meine Aufforderung Hugo Stinnes unserem Kreis bei und ergriff sofort mit Legien die Führung. Es war ein glückliches Zweigespann. Zwischen diesen beiden Männern von ungewöhnlichem Format und gleich unkomplizierter realistischer Denkungsart bildete sich sofort ein unbedingtes Vertrauensverhältnis. Carl Legien hatte 1890 nach Ablauf des Sozialistengesetzes den Vorsitz der Generalkommission der freien Gewerkschaften übernommen und die ganze Bewegung unbestritten geführt. Seine Persönlichkeit hatte vieles mit Friedrich Ebert gemein. Er war ein Mann von staatsmännischem Format, eiserner, aber fest gezügelter Willenskraft, von unbedingter Ehrlichkeit. Als ich ihn in seiner bescheidenen Wohnung besuchte, zeigte er mir eine Arbeit, die ihm seine alten Fachgenossen, die Drechsler, zu irgendeinem Jubiläum geschenkt hatten, und da spürte man, wie er in seinem Herzen Arbeiter geblieben war und an seinem alten Handwerk hing. Die Hebung der Arbeiterklasse war sein Lebensziel, das er als Realpolitiker völlig undoktrinär verfolgte. Das gab ihm die innere Freiheit, den Klassenkampfgedanken beiseite zu schieben und sich mit seiner ganzen Persönlichkeit für die Arbeitsgemeinschaft einzusetzen.

Die Entwicklung des politischen Geschehens zwang zu größter Eile. Da stellte sich zunächst die Frage, was aus der Armee würde, wenn Kaiser und Kronprinz abdankten. Hugo Stinnes, Legien, Bauer und ich schufen uns eine Gelegenheit, um am 30. Oktober mit dem eben von der Front zurückgekehrten General Ludendorff die Frage zu erörtern. Wir hielten ein chaotisches Zurückfluten der Truppen nur dann für vermeidbar, wenn der Feldmarschall von Hindenburg die Armee zurückführte. Ludendorff wandte dagegen ein, daß der Feldmarschall die moralische Pflicht gehabt habe, zusammen mit ihm zurückzutreten, und er müsse diesen Rücktritt nunmehr schnellstens vollziehen. Nach langen Erörterungen gelang es uns, von Ludendorff die Zusage zu erhalten, am nächsten Tag mit Hindenburg zu telefonieren, daß er im Interesse des Vaterlandes nicht abtreten dürfe. Sehr interessant zeichnete sich in dieser Besprechung die politische Einstellung der beiden Gewerkschaftsführer ab. Sie wollten nicht die Beseitigung der Monarchie, sondern ein parlamentarisches Regime, mit einem Regentschaftsrat an der Spitze, der unter Zuziehung von Gewerkschaftern die Regierung bis zur Volljährigkeit des ältesten Sohnes des Kronprinzen führen sollte.

Die nächste Zusammenkunft fand am 2. November statt. An den Besprechungen nahmen nunmehr auch Vertreter der anderen Gewerkschaften, vor allem Stegerwald, teil. Man einigte sich dahin, eine Demobilmachungsbehörde als selbständiges Reichsamt mit den umfassendsten Vollmachten zu fordern. Sie sollte bestehen aus einem Staatssekretär als Vorsitzenden sowie in paritätischer Besetzung aus Vertretern der Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Nachts gegen 10 Uhr waren die Beratungen abgeschlossen, man hatte sich auf den Leiter der Kriegsrohstoffabteilung, Oberst Koeth, als den geeignetsten Staatssekretär geeinigt, und ich wurde gebeten, Herrn Koeth sofort zur Teilnahme an der Besprechung zu bitten. Mit Mühe fand ich Eingang in das nächtliche Haus. Koeth war gerade im Begriff ins Bett zu gehen, folgte aber sofort meiner Aufforderung. Der Antrag an die Reichsregierung wurde noch in derselben Nacht unterschrieben, und ich erhielt den Auftrag, das Schriftstück am nächsten Tag dem Reichskanzler zuzu-

leiten. In der Reichskanzlei empfing mich in Vertretung des erkrankten Reichskanzlers der Vizekanzler von Payer. Auf seine etwas skeptische Frage, in wessen Auftrag ich käme, konnte ich ihm antworten: „Im Auftrag der einzigen Macht, die heute noch in Deutschland existiert, der vereinigten Unternehmer und Arbeitnehmer Deutschlands.“ Der Historiker der Zentralarbeitsgemeinschaft, Heinrich Kaun, urteilt mit Recht: „Inmitten des politischen und militärischen Zusammenbruchs, des Verfalls der Staatsautorität, war dieser Zusammenschluß der Unternehmer und Gewerkschaften tatsächlich die einzige zur Aufrechterhaltung der Wirtschaft und damit des Volksganzen unternommene Tat.“

Die Verhandlungen mit dem Reichskanzler führten nach anfänglichen Schwierigkeiten am 6. November zu einem vollen Erfolg. Nun waren für die Demobilmachung schnellstens geeignete Selbstverwaltungsorgane zu schaffen. Leipart und ich wurden beauftragt, als Grundlage hierfür den Entwurf einer Vereinbarung auszuarbeiten, die Rechte, Ziele und Organisation unseres Zusammenschlusses festlegte, wie sie am 22. Oktober in meinem Hause vereinbart worden waren. Die Revolutionstage vom 9. und 10. November unterbrachen die Arbeit. Aber bereits am 11. November trat man wieder zusammen. Die Revolution hatte die Machtposition der beiden Vertragspartner entscheidend verändert. Die Gewerkschaften erhoben neue Forderungen, vor allem auf Einführung des Achtstundentages für alle Berufe. Die Verständigung schien im letzten Moment in Frage gestellt. Hugo Stinnes rettete die Situation durch die Erklärung: „Sie haben heute die politische Macht, aber ich unterschreibe nichts, was ich nicht auch unter veränderten politischen Verhältnissen dem Geiste nach halten kann.“ Und hier schaltete sich Legien ein. Das freiwillige, vorbehaltlose Angebot der Unternehmer, mit dem sich die Gewerkschaften bis dahin voll einverstanden erklärt hatten, unter Ausnutzung einer momentanen politischen Lage zu überfordern, schien ihm den Geist einer vertrauensvollen Zusammenarbeit zu bedrohen. So einigte man sich auch über die Annahme des Achtstundentages, der in dem von Leipart und mir entworfenen Abkommen vereinbart, aber dadurch für die Unternehmer annehmbar war, daß in einem Zusatzabkommen seine Einführung von der Voraussetzung internationaler Durchführung abhängig gemacht wurde. Zur Durchführung der Vereinbarungen sowie zur Regelung aller sich durch die Demobilmachung stellenden Aufgaben wurde die Bildung eines Zentralausschusses auf paritätischer Grundlage beschlossen, dem auch die Schlichtung von Streitigkeiten bei der kollektiven Regelung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse übertragen wurde. Am 14. November gaben sämtliche Gewerkschaften ihre Zustimmung zu der Vereinbarung, die man mit Recht als die Magna Charta der Gewerkschaften bezeichnet hat. Am 15. November unterzeichneten die Verbände der Unternehmer.

So war in noch nicht drei Wochen das Werk der Verständigung gelungen und die Grundlage für eine Zusammenarbeit geschaffen, die in den ersten Jahren die Ordnung getragen hat. Sieben Unternehmer hatten ohne jedes Mandat der Verbände die Aktion durchgeführt, die das bisherige Verhältnis der Unternehmer zu den Gewerkschaften revolutionierte.

Am 16. November übergaben Legien und ich in der Reichskanzlei das Abkommen den Volksbeauftragten. Zwölf Tage zuvor hatte ich dort dem Vizekanzler unseren ersten gemeinsamen Antrag überreicht. Da herrschte feierliche Stille. Am 16. welch anderes Bild! Im Vorraum, der mit Kleiderständern vollgestellt war, drängte sich ein ungeordnetes Gewimmel von Menschen, meist revolutionäre Gestalten. Legien und ich hatten den Eindruck, daß wir beide in diesem Gedränge die einzigen waren, die noch eine

Ordnung repräsentierten. Die Volksbeauftragten gaben das Abkommen im Reichsanzeiger bekannt und erklärten es für alle Reichs- und Staatsbetriebe für verbindlich.

Nun drängte die Arbeit. Wir schufen zunächst in einem provisorisch gebildeten Zentralausschuß ein Exekutivorgan, das alsbald unter dem Vorsitz von Borsig und Legien die Arbeit aufnahm. Aber noch fehlte eine feste Organisation. Sie sollte regional und fachlich gegliedert und zentral zusammengefaßt werden. Legien und ich wurden mit der Ausarbeitung einer Satzung beauftragt. In wenigen Tagen lag sie vor, so daß sämtliche Gewerkschaften bereits am 3. Dezember ihren Beitritt erklären konnten. Am 4. Dezember wurde der Entwurf von dem Zentralausschuß als vorläufige Satzung der „Arbeitsgemeinschaft der industriellen und gewerblichen Arbeitgeber und Arbeitnehmer Deutschlands“ einstimmig angenommen. Damit war die Organisation gegründet, die als Zentralarbeitsgemeinschaft in die Geschichte einging. Die Worte, die Legien und ich in der Satzung voranstellten, sollten allen im Land Geist und Sinn dieser Gemeinschaft einprägen:

„Durchdrungen von der Erkenntnis und der Verantwortung, daß die Wiederaufrichtung unserer Volkswirtschaft die Zusammenfassung aller wirtschaftlichen und geistigen Kräfte und allseitig einträchtiges Zusammenarbeiten verlangt, schließen sich die Organisationen der industriellen und gewerblichen Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammen.“

Diese vorläufige Satzung wurde im Dezember 1919 durch eine endgültige ersetzt, die einen umfassenden Organisationsplan in Fachgruppen und regionale Gruppen vorsah. Inzwischen hatten sich die Unternehmer im Frühjahr 1919 im Reichsverband der Deutschen Industrie eine zentrale Vertretung geschaffen.

Ich habe die Entstehungsgeschichte der Zentralarbeitsgemeinschaft so ausführlich gegeben, weil sie den Geist und die Entschlossenheit charakterisiert, mit der beide Parteien die Zusammenarbeit zu verwirklichen suchten. Was Legien und ich in dem Vorwort zur Satzung gesagt hatten, gibt tatsächlich den Geist wieder, der in jenen Tagen alle Beteiligten beseelte.

In diesem Geist hat die Arbeitsgemeinschaft auch zunächst gearbeitet. Ihre Stellung war um so stärker, als sie vor dem Zusammentritt der Nationalversammlung in diesem nunmehr demokratischen Staate als die einzige Organisation angesehen werden und sich fühlen konnte, die das Volk vertrat. Die Ministerien waren angewiesen, ihr alle Gesetzentwürfe zur Begutachtung vorzulegen. Sie wurde gesetzlicher Vorschlagskörper für die Arbeitgeber- und Arbeitnehmer-Mitglieder des vorläufigen Reichswirtschaftsrates, des Reichskohlenrates, des Reichskalirates, des Eisenwirtschaftsbundes, des Beirates für Elektrizitätswirtschaft. Ihr oblag die Besetzung der Hunderte von paritätischen Außenhandelsausschüssen. Sie benannte die wirtschaftlichen Sachverständigen für die Waffenstillstands- und für die Versailler Friedensverhandlungen. Ihre Ausschüsse waren auf allen wichtigen Wirtschaftsgebieten, z. T. mit initiativen Vorschlägen tätig, so vor allem auf dem Gebiet der Kohlenversorgung. Beeindruckend ist die Einmütigkeit der Entschlüssen, die auch bei den wichtigsten sozialpolitischen Fragen sich ergab, z. B. bei der Regelung des Schlichtungswesens, des Lehrlingswesens und bei der Frage des Achtsturentages.

Die Stärke der Zentralarbeitsgemeinschaft hatte darauf beruht, daß ihr Zusammenschluß freiwillig erfolgt war und daß die in dem Abkommen vom 15. November 1918 getroffenen Vereinbarungen mit der Vertragstreue der beiden Vertragspartner standen und fielen. Es war für die deutschen Staats-

begriffe etwas noch nie Dagewesenes, daß so fundamental wichtige soziale Beziehungen wie die zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern und ihre politische Legitimation sich nach einer privaten Vereinbarung bestimmten. Es war etwas für die deutsche Mentalität ebenso Erstmaliges, daß die großen, mit solchen Vereinbarungen verbundenen Verantwortungen nicht auf Grund eines gesetzlichen Mandates, sondern auf Grund freien Entschlusses übernommen wurden. Man kann es begreiflich finden, daß manchen Politikern der Nationalversammlung schwere Bedenkenn gegen die sich jeder gesetzlichen Begrenzung entziehende Zentralarbeitsgemeinschaft kamen, vor allem in einer Zeit, da der Rätegedanke das Staatsgefüge bedrohte.

Das führte einmal dazu, daß die gesetzgebenden Faktoren sich beeilten, die am 15. November 1918 getroffenen Vereinbarungen gesetzlich zu verankern. Damit verlor die ZAG jede Bedeutung für ihren Bestand. Die Treueverpflichtung, die die Partner an die Vereinbarung band, wurde entwertet. Aber ebenso entzog man der ZAG das Privileg des „runden Tisches“, den Carl Legien vom ersten Tage an mit Recht als so besonders wichtig bewertet hatte. Im Reichswirtschaftsrat schuf man einen neuen runden Tisch, an dem zu sitzen nicht mehr mit persönlicher Verantwortung verknüpft, sondern ein gesetzliches Mandat war. Die paritätische Besetzung hatte in der ZAG einen Zwang zur Einigung der Sozialpartner ausgeübt, der bei keiner wichtigen Entscheidung versagte und die Parteien immer wieder zusammenschloß. Dieser wohlthätige Zwang wurde im Reichswirtschaftsrat durch die Aufnahme von Mitgliedern anderer Provenienz beseitigt, mit denen die eine oder andere Partei eine Mehrheit bilden konnte. Und schließlich: der Reichswirtschaftsrat ersetzte auch sachlich die ZAG. Er war nunmehr das von der Verfassung zur Begutachtung wirtschaftlicher und sozialer Probleme berufene Organ. Sein Einfluß auf die Gesetzgebung war allerdings ungleich geringer, als ihn die ZAG in den ersten Jahren ihres Bestehens besessen hatte.

Die von der Sozialdemokratie vertretenen Sozialisierungspläne und planwirtschaftlichen Ideen ließen die alten Gegensätze wieder aufleben. Der Einfluß der Gewerkschaften auf die Wirtschaftsgesetzgebung trat vor dem der politischen Parteien zurück. Indessen fanden die Gewerkschaften einen Zustrom, der ihren Charakter stark beeinflusste. Die Mitgliederzahl stieg von 1918 bis 1921 bei den freien Gewerkschaften von 1,7 auf 7,5 Millionen, bei den christlichen von 400 000 auf 990 000, bei den Hirsch-Dunckerschen von 130 000 auf 225 000. Diese Aufblähung bedeutete den Verlust der alten Geschlossenheit und eine Schwächung des Einflusses der Führer, denen die alte Garde mit unerschütterlichem Vertrauen gefolgt war.

Durch den Tod Carl Legiens im Dezember 1920 verloren die Gewerkschaften ihren großen Führer und die ZAG den Mann, der auf der Gewerkschaftsseite am rückhaltlosesten ihren Geist und ihre Ziele vertreten hatte. Wer besaß nun auf Gewerkschaftsseite den Einfluß und die Autorität, um in den sich auftürmenden Konflikten den Gedanken der Arbeitsgemeinschaft zu erhalten? Die Inflation sorgte dafür, die Lohnpolitik immer schwieriger zu gestalten, während sie gleichzeitig die Rücklagen der Gewerkschaften vernichtete und ihre Schlagkraft empfindlich schwächte. Die Wirtschaftsnot führte zu der Forderung der Unternehmer, die Arbeitszeit zu erhöhen. Was war von der ZAG noch übrig? Die anfangs so umfassenden sachlichen Aufgaben hatte ihr die Gesetzgebung Stück um Stück genommen. Ihr blieb nur noch die ideelle Aufgabe, den Gedanken der Zusammengehörigkeit der Sozialpartner aufrecht zu erhalten. Aber der hatte in den Massen auf beiden Seiten nicht Fuß gefaßt. Gemeinschaftsgeist läßt sich nicht improvisieren,

er kann nur langsam herangebildet werden. Dazu war die Zeit der Zusammenarbeit zu kurz gewesen. Sie hatte nicht ausgereicht, um die Organisation, wie geplant, in der ganzen Wirtschaft durchzuführen und damit ihren Geist und ihre Arbeitsmethoden in das Land hinaus bis an die Tore der Betriebe zu tragen. Die Führer hatten in der gemeinsamen Erkenntnis ihrer Verantwortung im Augenblick höchster Gefahr sich zusammengefunden. In den Massen hatte sich die Vorkriegseinstellung erhalten und drängte in dem Maße in den Vordergrund, wie die wirtschaftlichen und politischen Nöte die alten Interessengegensätze wieder entfachten. Der letzte im Herbst 1923 — dem Höhepunkt der Inflation — unternommene Versuch, durch Einsetzung eines lohnpolitischen Ausschusses zu einer Verständigung über die Lohnpolitik zu kommen, blieb ebenso erfolglos wie Verhandlungen über die Arbeitszeit, deren Abänderung im Bergbau die Unternehmer gegen die Gewerkschaften durchgesetzt hatten. Der einstige Geist der ZAG, der in den ersten Jahren ihres Bestehens auf den wichtigsten Gebieten immer wieder eine Einigung erzielt hatte, war in dem Maße erloschen, wie man ihr die sachlichen Aufgaben und damit die Verantwortung entzogen hatte.

So war es nur natürlich, daß im Herbst und Winter 1923 die Gewerkschaftszentralen ihren Austritt erklärten, dem im Frühjahr 1924 die Selbstauflösung der ZAG folgte.

Man geht nicht zu weit mit der Feststellung, daß die ZAG im ersten Jahre ihres Bestehens Deutschland vor dem Chaos und vor einer bolschewistischen Revolution bewahrt hat. Als alle Autoritäten zusammenbrachen: Monarchie, Staat, Militär und Bürokratie, schuf sie durch den Zusammenschluß der Unternehmer mit den Gewerkschaften eine Macht, die die Wirtschaft und die Betriebe in Ordnung hielt. Der bei allen Revolutionen sonst zu beobachtende Vorgang, daß sich die Arbeiter gegen ihre Arbeitgeber wandten, wurde nicht ausgelöst, weil die Gewerkschaften fest zur Ordnung und zu ihrer Aufrechterhaltung mit den Unternehmern zusammenstanden. An Bemühungen der Bolschewisten, Unruhen in Deutschland zu erregen, hat es wahrlich nicht gefehlt. Man denke nur an den Leuna-Aufstand und an die von Hölz in Sachsen entfachten kommunistischen Unruhen. Die Gewerkschaften wußten sehr wohl, weshalb sie gegen den Radikalismus kämpften, dem sie im Falle eines Sieges selbst zum Opfer gefallen wären. Und was bot ihnen ein Umsturz in einem Augenblick, wo sie die wesentlichen Ziele jahrzehntelanger Kämpfe durch die von den Unternehmern freiwillig angebotene Verständigung erreicht hatten? Ich betone: freiwillig! Keiner der damals beteiligten Gewerkschaftsführer hat geglaubt, daß Angst das Motiv des Angebots war, wie später eine gehässige Entstellung von Gegnern der Verständigung aus beiden Lagern behauptet hat, um Wert und Bedeutung der Verständigung herabzusetzen und sich ihren Konsequenzen zu entziehen. Angst war ein Motiv, das Männer wie Carl Friedrich von Siemens, Ernst von Borsig, Hugo Stinnes nicht kannten, und das war es ja gerade, was ihnen das Vertrauen der Gewerkschaftsführer sicherte. Bis zu ihrem Tode haben diese Unternehmer an dem Gedanken der Arbeitsgemeinschaft festgehalten und wenn Hugo Stinnes 1924 eines seiner großen Schiffe Carl Legien taufte, so entsprang das dem ehrlichen Wunsch, den Toten zu ehren und seinen Namen als den eines großen Deutschen in die Welt zu tragen.

Was auch nach der Auflösung der ZAG blieb, war die Atmosphäre des Vertrauens zwischen den Führen beider Parteien, das sich bei der Zusammenarbeit im Reichswirtschaftsrat auswirkte und auch sonst sehr positiv geltend machte. Jede Seite vertrat ihre Interessen, aber es geschah ohne Feindschaft. Schwere Arbeitskämpfe blieben der Weimarer Zeit erspart bis

auf einen: die Aussperrung in der Eisenindustrie des Ruhrreviers 1928. Aber auch hier fand der alte Geist der ZAG den Ausweg. Als alle Versuche zu einem Ausgleich erschöpft schienen, brachte ich die Führer beider Parteien, von den Unternehmern Ernst Poensgen und Springorum, von den Gewerkschaften die beiden Vorsitzenden der Metallarbeitergewerkschaft, in meinem Hause zusammen. Die Unternehmer legten das gesamte Ziffernmaterial vor, das ihren Standpunkt begründete. Nach neunstündiger Verhandlung hatte man sich über alles geeinigt, auch über die etwas schwierige Taktik, wie der Streit zwar durch einen Schiedsspruch, aber im Sinne der von den Parteien vereinbarten Verständigung zu schlichten war. Die Lebenserinnerungen des zum Schiedsrichter berufenen Ministers Severing zeigen, wie unbedingt beide Parteien die Diskretion wahrten. Diese seltene Tugend haben die Gewerkschaftsführer stets und in jeder Lage bewiesen und durch diese Gewißheit rückhaltlose Offenheit ermöglicht.

Noch einmal schien es, als ob der alte Geist der Zusammenarbeit wieder aufleben sollte. Die Verschärfung der Wirtschaftskrisis im Frühjahr 1930 erfüllte die Gewerkschaftsführer mit berechtigter Sorge. Sie baten mich, Besprechungen zwischen ihnen und den Industrieführern zu vermitteln, um nach gemeinsamen Wegen zur Behebung der Not zu suchen. Diese Besprechungen ließen sich anfangs so hoffnungsvoll an, daß bereits mit dem Büro des Reichspräsidenten vereinbart wurde, daß das in diesen Besprechungen beschlossene Programm durch eine Botschaft des Reichspräsidenten verkündet werden sollte. Aber ungeachtet des bestens Wollens beider Parteien sind diese Bemühungen unter dem Druck der sich täglich verschärfenden Krisis gescheitert, die jede Initiative lähmt.

Die Weltwirtschaftskrisis hat nicht nur den Weimarer Staat, sondern auch die Gewerkschaften zerstört. Die katastrophale Arbeitslosigkeit erschöpfte ihre finanzielle Kraft und erschütterte den Glauben der Arbeiterschaft, in den Gewerkschaften eine Sicherung ihrer Existenz zu besitzen. Die Arbeiter wandten sich neuen Göttern zu, die ihnen Arbeit und Brot versprachen. Im Januar 1933 waren, wie Kenner der Bewegung schätzen, ein Drittel der Gewerkschaftsmitglieder Kommunisten, ein Drittel Nationalsozialisten geworden. Die Geschlossenheit, die 1920 dem Kapp-Putsch durch den Generalstreik ein schnelles Ende bereitet hatte, war zerbrochen. Wehrlos mußten am 2. Mai 1933 die Gewerkschaften ihre Auflösung über sich ergehen lassen. Aber auch das freie Unternehmertum hatte mit dem totalitären Staat sein Ende gefunden.

Unsere Gesellschaft mußte es schwer bezahlen, wenn sie nicht mehr die vornehmsten Charaktere und die besten Juristenköpfe, die wir hervorbringen, als Richter zur Verfügung hätte, und schwer mußte unser Land dafür zahlen, wenn wir in einer Epoche, da unsere materielle Macht vermindert ist, nicht jene Institutionen aufrechterhielten, für die wir berühmt sind.

Winston S. Churchill

Licht und Schatten im wilhelminischen Deutschland

Wer mit einem gebildeten jungen Menschen über die Zeit Wilhelms II., also über die Jahre von 1888 bis 1918, spricht, der wird feststellen, daß ihm dieses Reich als ein „Gebilde des falschen Glanzes“ erscheint: an der Spitze ein Kaiser, der aussieht wie eine Kriegserklärung, der sich mit dröhnenden Reden in den Mittelpunkt der Welt stellen will und am liebsten alle Tage Geburtstag haben möchte. Unter ihm herrschen sporenklirrende und schnurrbartstreichende Generale und erfüllen das Dasein mit dem Geist militaristischer Menschenverachtung. Neben ihnen stehen, ein wenig im Hintergrund, ein Dutzend Minister oder Staatssekretäre, lauter ehemalige Bonner Borussen, Naturen, die zeitlebens aus Auerbachs Keller nicht herausgekommen sind. Von ihnen nimmt ein verängstigter Reichstag die Befehle entgegen. Darunter duckt sich in Plüsch und Pleureusen ein sattgefressenes Bürgertum, von der Taufe bis zur Beisetzung eingezwängt in feierliche Gehröcke und verlogene Konventionen, durch atavistische Tabus vom lebendigen Leben abgeschlossen und im Reserveoffizier das Ziel alles irdischen Erdenwallens erblickend; wenn sie geistige Interessen haben, sammeln sie Briefmarken oder spielen Skat. Noch tiefer entrechtet und verelendet die Industriearbeiterschaft, und ganz am Fuß der Pyramide, den Rocksaum des Gutsbesitzers küssend, hart am Rande der Sklaverei, die Landarbeiter. Kein Wunder, daß dieses fast mittelalterliche Gebilde von dem Gedanken der Welteroberung erfüllt war, daß es ständig auf den Füßen seiner Nachbarn stand und schließlich den Haß der ganzen Welt auf sich vereinigt hatte. Kein Wunder auch, daß in diesem ungeistigen Kastenstaat das geistige Leben am Boden lag. Auf der Bühne regierte die Trompetendramatik Wildenbruchs, in der Malerei die hölzerne Feierlichkeit Anton von Werners, der Roman gipfelte in Dahns „Kampf um Rom“, und in der Musik herrschte die Regimentskapelle.

Es wäre ungerecht, dieses Bild, das in den Köpfen vieler junger Leute spukt, *nur* als Karikatur zu betrachten. Es spiegelt viele Schwächen der wilhelminischen Epoche zutreffend wider, wenn auch in einem Zerrspiegel. Aber dieses Porträt ist sehr unvollständig. Wenn wir wissen wollen, wie jene Epoche wirklich gewesen ist, müssen wir sie gründlicher und von allen Seiten betrachten. Wir wollen diese Betrachtung mit der Wirtschaft beginnen, nicht weil sie das Wichtigste wäre — das ist erst ein moderner Irrtum — sondern weil die Wirtschaft — der zahlenmäßigen Erfassung zugänglich — sich am leichtesten darstellen läßt.

Nehmen wir an, jener junge Mann, den wir am Anfang dieses Aufsatzes heraufbeschworen haben, hätte um 1913 in München studiert. Während er

im Löwenbräu sein Mittagessen verzehrte — es kostete mit Suppe, Braten, Nachtisch, Bier und Trinkgeld 70 Pfennig — sei ihm der Einfall gekommen, einmal nach Paris zu fahren. Mußte er seinen Paß heraussuchen, ein Visum einholen, Devisen beantragen? Keineswegs! Er brauchte nur im Hauptbahnhof für 18 Mark eine Fahrkarte zu lösen und in den Zug zu steigen. An der Grenze nahmen die deutschen Beamten keine Notiz von ihm; nur ein französischer Zöllner steckte mit einem freundlichen: „Sie haben doch nichts zu verzollen?“ den Kopf zur Tür herein und zog ihn, ohne die Antwort abzuwarten, wieder zurück. Und in Paris konnte er, wenn er einigermaßen geschickt war, für 3 bis 4 Mark am Tag leben. Pässe gab es in jener Zeit nur in Rußland und in der Türkei. Das Visum für solche Zwecke war noch nicht erfunden. Der Begriff Devisen war dem Publikum unbekannt. Die verschiedenen Geldsorten tauschte man nach Belieben in jedem Land um.

Auch andere Institutionen waren jener Zeit fremd. Wohnungsämter wären damals so sinnlos erschienen wie wenn heute jemand die Errichtung von Zeugungsämtern zur Geburtenregelung vorschlagen würde. Die Arbeitsämter waren nur Arbeitsvermittlungsstellen. Arbeitslose gab es kaum. Finanzämter bestanden, aber sie spielten keine Rolle. Die Einkommensteuer betrug mit allen Gemeindezuschlägen — die Gemeinden konkurrierten damals durch billige Steuern um die Steuerzahler — bei einem Einkommen von 4000 Mark — das in der Kaufkraft etwa 10 000 Mark von heute entsprach — 4,5 Prozent. Auch die Belastung durch indirekte Steuern und Zölle machte insgesamt nur etwa 3 Prozent aus; eine Umsatzsteuer war unbekannt. Der Staat deckte seinen Geldbedarf, aus dem er ein gewaltiges Heer und eine stattliche Kriegsflotte finanzierte, zum erheblichen Teil durch die großen Überschüsse, welche die Eisenbahn trotz niedriger Tarife abwarf.

Es hat vor 1914 in keinem Staat der Welt ein Wirtschaftsministerium gegeben. Wenn man jemanden zum Wirtschaftsminister ernannt hätte, so hätte er erstaunt gefragt, was er denn in diesem Amt machen solle, die Wirtschaft sei ja in Ordnung. Wir wollen in diesem Zusammenhang offen lassen, ob es kein Wirtschaftsministerium gab, weil die Wirtschaft in Ordnung war, oder ob die Wirtschaft in Ordnung war, weil es kein Wirtschaftsministerium gab, wir wollen nur feststellen, daß das deutsche Volkseinkommen pro Kopf (nach Ausschaltung der Preisschwankungen) in den 25 Jahren vor dem Ersten Weltkrieg um etwa 30 Prozent gewachsen ist. Deutschlands Wohlstand hatte den der meisten Festlandsstaaten überholt und sich dem Englands genähert. Diese Entwicklung hätte vermutlich, wenn nicht die Weltkriege und ihre Folgen dazwischengekommen wären, in einem weiteren Vierteljahrhundert zur Abschaffung der Armut geführt. Denn es wäre irrig anzunehmen, daß der Wohlstand jener Tage nur einer Oberschicht zugute gekommen wäre. Die Einkommensschichtung war in Deutschland weniger zerklüftet als in den anderen Großstaaten. Wenn man allen Personen, die mehr als 12 000 Mark Einkommen hatten, die überschießende Spitze weggenommen und an die andern zum Verbrauch aufgeteilt hätte — die Beträge für Steuern und Kapitalbildung hätte man natürlich nicht verteilen können — so wären auf jeden Er-

werbstätigen etwa 10 Pfennig täglich entfallen. Die Unternehmer hatten in jener Zeit gegen ein Trinkgeld von schätzungsweise 10 Prozent die perfekte Bedienung des Volkes mit allen Gütern übernommen. Deutschland verdankte seine relativ günstigen sozialen Verhältnisse zum Teil seiner Sozialversicherung, die Bismarck — etwa 20 Jahre vor England und Frankreich und 50 Jahre vor Amerika — eingeführt und Wilhelm II. weiterausgebaut hatte. Der „Arbeiterschutz“ war ein Lieblingsgebiet des jungen Wilhelm, dessen Ideal im Grunde ein populärer Absolutismus war. Freilich war dieses nicht unbefriedigende Bild der Wirtschaft durch einzelne Flecken entstellt: die Lage der landwirtschaftlichen Arbeiter war in der Tat kläglich, hauptsächlich weil man jedes Jahr die Schmutzkonkurrenz von 400 000 polnischen Wanderarbeitern zuließ; in der Industrie waren die Abschläge bei den Löhnen weiblicher Arbeiter ungerechtfertigt hoch. Aber wenn man die damalige Wirtschaft nicht mit dem Maßstab von heute oder mit dem Maßstab eines theoretischen Ideals mißt, sondern sie lediglich mit den damaligen Nachbarstaaten vergleicht, so wird man ihr große Erfolge und ein Streben nach sozialer Gerechtigkeit zuerkennen müssen.

Anders steht es auf dem Gebiet der Politik. Unzweifelhaft ist das wilhelminische Deutschland nicht das gewesen, was wir heute eine liberale Demokratie nennen. Aber auch diese Frage bedarf näherer Untersuchung. Die Theorie nennt zwei Merkmale dieser Staatsform: daß die Freiheit des Einzelnen verfassungsmäßig und tatsächlich geschützt ist und daß ein politisches Instrument besteht, um den Volkswillen zu verwirklichen. Die erste Forderung hat das wilhelminische Deutschland erfüllt. Die Verwaltungsstellen und Gerichte waren unparteiisch und unbestechlich. Niemand hätte es damals gewagt, einem Beamten Vorteile anzubieten. Auch die Gemeindeverwaltungen — in manchen anderen Ländern Herde der Korruption — waren peinlich sauber, und die meist liberalen Oberbürgermeister waren ebenso unabhängig wie die Gerichte. In der Konfliktzeit hat ein Amtsrichter einen Beleidiger Bismarcks zur Mindeststrafe von einem Taler verurteilt und in die Urteilsbegründung hineingeschrieben, er habe das getan, weil „der Herr preußische Ministerpräsident wirklich ein übles Subjekt“ sei; dank der verbrieften richterlichen Unabhängigkeit erlitt er in seiner Laufbahn keinen Schaden. Auch die öffentliche Kritik am Kaiser, der die Bestimmungen über Majestätsbeleidigung mildern ließ, war möglich und üblich. Als 1908 ein Interview des Kaisers, das er übrigens vor Veröffentlichung durch das Auswärtige Amt hatte prüfen lassen, viel Staub aufwirbelte, brachte ein Witzblatt eine Zeichnung: der Kaiser als kleiner tintenbeschmutzter Junge hockt auf einem Schreibtisch, und vor ihm stehen Vater Bülow und Mutter Germania und schreien: „Haben wir dir nicht gesagt, du sollst nicht mehr Korrespondenz spielen?“

Freilich durfte kein Beamter sozialdemokratische Ansichten aussprechen, aber bei der Beurteilung dieser Frage darf man nicht vergessen, daß damals die Sozialdemokraten keine Partei der sozialen Reform waren wie heute, sondern etwa die Forderungen des heutigen Kommunismus verfochten. In mancher Hinsicht war das Deutschland von 1900 toleranter als das von 1950: Der mächtigste Mann in Preußen war damals der

Finanzminister Miquel, der in seiner Jugend ein fanatischer Kommunist gewesen war. Als ein politischer Gegner ihm dies vorhielt, sandte der Kaiser Miquel ein Telegramm, in dem er ihn zu der „Entwicklung vom Revolutionär zum Staatsmann“ beglückwünschte und ihn seines besonderen Vertrauens versicherte.

Aber wie stand es mit dem zweiten Merkmal der liberalen Demokratie, der Verwirklichung des Volkswillens? Für die Gesetzgebung waren zwei Faktoren maßgebend: der Bundesrat und der Reichstag. Der Reichstag war aus dem allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrecht hervorgegangen; Bismarck hatte es zu einer Zeit eingeführt, als dies kein europäischer Großstaat gewagt hatte und selbst der sozialdemokratische Führer Bebel das deutsche Volk eigentlich noch nicht reif dafür hielt. England hat es erst 20 Jahre später verwirklicht. Freilich hielt man — wie in allen Ländern — den Einfluß der konservativen Landbevölkerung dadurch etwas höher, daß man die Abgrenzung der Wahlkreise nicht der wachsenden Einwohnerzahl der Städte anpaßte. Der Reichstag konnte jedes Gesetz zu Fall bringen. Der Reichskanzler benötigte zwar nicht das Vertrauen des Reichstags, aber wenn die Volksboten einem Kanzler jedes Gesetz abgelehnt und vor allem den Etat nicht genehmigt hätten, so hätten sie ihn vermutlich zum Rücktritt zwingen können. Dagegen konnte der Reichstag allein kein Gesetz durchsetzen, denn er benötigte die Zustimmung des Bundesrats. Die Bundesratsmitglieder wurden instruiert von den Länderregierungen; sie waren in den kleineren Ländern teils konservativ, teils liberal, teils klerikal, in Preußen jedoch stets konservativ, zumal das Preußische Abgeordnetenhaus in einem Dreiklassenwahlrecht gewählt wurde, das Bismarck das „elendeste aller Wahlsysteme“ genannt hat. In der Praxis der Verwaltung und Gesetzgebung waren jedoch die Unterschiede zwischen den liberalen Ländern, wie Baden und Württemberg, und den konservativen gering. In jedem Fall war der Bundesrat ein aristokratisches Gegengewicht gegen den Reichstag.

Solche Gegengewichte hatten damals fast alle Staaten gegen die reine Demokratie in ihre Verfassungen eingebaut. In England legte ein straff gegliedertes System von Politik, Gesellschaft und Erziehung die Macht in die Hände einer aristokratischen Oberschicht und zwang dem Parlament einen festen Rahmen auf. In Frankreich war die Macht des Senats — ähnlich wie die des Bundesrats — mehr verhindernder als schöpferischer Natur — oft zum Nachteil des Landes. In Amerika war durch die Scheidung und Verzahnung von Präsidentschafts- und Bundessystem und durch die Eigenart des Senats die Macht des Kongresses begrenzt. Auch die Macht des amerikanischen Präsidenten war weit größer als die des Deutschen Kaisers, der nach der Verfassung jedes Gesetz unterzeichnen mußte, das Bundesrat und Reichstag beschlossen hatten, so daß einige Staatsrechtler damals lehrten, im Grunde könne man das Deutsche Reich auch als Republik bezeichnen.

Aber in einem Punkt unterschied sich Deutschland tiefgreifend von den Westmächten: die Regierung bestand überwiegend aus Fachbeamten, nicht aus Parlamentariern, sie stützte sich nicht auf bestimmte Parteien, sondern auf wechselnde Mehrheiten, die sich bald nach sachlichen, bald nach

taktischen Erwägungen zusammenfanden. Das System hatte Vorteile und Nachteile. Sein scharfsinnigster Kritiker, der große Soziologe Max Weber, hat ihm mit Recht vorgeworfen, daß es „innerlich selbständige Köpfe und vollends Charaktere“ von der Politik fernhalte, da es ihnen die natürliche Vollendung einer politischen Laufbahn verwehre, nämlich die Möglichkeit, selbst zu regieren. Max Weber hat gemeint, nur die positive Mitbestimmung des politischen Schicksals ermögliche die Schulung des politischen Urteils. Der parlamentarische Kampf sei eine Auslese politischer Fähigkeiten; nur durch ihn kämen tatenfreudige Männer an die Spitze, eine Ansicht, die er später auf Grund eigener Erfahrungen wieder eingeschränkt hat.

Auf diesen Vorteil des parlamentarischen Systems haben wir in der Tat verzichten müssen. Es ist denkbar, daß ein rechtzeitig eingeführtes und eingespieltes parlamentarisches System den Ersten Weltkrieg wenn auch nicht gewonnen, so doch den plötzlichen Zusammenbruch verhindert hätte. Aber diese Vermutung ist unsicher. Staatsmänner hohen Ranges sind auch nach 1918 aus der rein parlamentarischen Laufbahn des Berufspolitikers nur sehr vereinzelt erschienen; der Posten des Oberbürgermeisters war auch schon im kaiserlichen Deutschland ein Sprungbrett für die Ministerämter. Es ist schwer mit Sicherheit zu sagen, ob die Ersetzung der Fachbeamten durch Parlamentarier zu besseren Gesetzen geführt hätte. Denn den Nachteilen des Fachbeamtensystems standen auch Vorteile gegenüber. Das System arbeitete unvorstellbar billig und hob dadurch den Lebensstandard des Volkes. Schon Max Weber hatte darauf hingewiesen, daß alle Parteikämpfe nicht nur Kämpfe um sachliche Ziele seien, sondern vor allem auch um Ämter-Patronage, d. h. um die Vergebung einträglicher Posten. Es gehört zu den unvermeidlichen Schattenseiten eines parlamentarischen Systems, daß die Zahl der Staatsstellen um ein Mehrfaches anwächst. Auch waren die Fachminister des wilhelminischen Deutschlands in Gesetzentwürfen unabhängig von dem Blick auf die nächsten Wahlen, da ihre Amtsposten hiervon unabhängig waren. In jedem parlamentarischen System ist dagegen, wie der — überzeugt demokratische — Harvard-Professor Schumpeter einmal dargelegt hat, ein Gesetz in erster Linie ein Mittel, um bei der nächsten Wahl eine Anzahl Stimmen zu erhalten; erst in zweiter Linie ist sein sachlicher Wert zu prüfen. Schumpeter hat die melancholische Bemerkung hinzugefügt, ein demokratischer Ministerpräsident sei mit einem Reiter zu vergleichen, der seine ganze Kraft darauf verwenden müsse, auf seinem Pferd oben zu bleiben, und von dem man daher billigerweise nicht verlangen könne, daß er in einer bestimmten Richtung reite. Auch wenn man von diesen Sätzen des witzigen Wieners die offenkundige Übertreibung abzieht, bleibt bestehen, daß im parlamentarischen System taktische Erwägungen die sachlichen besonders leicht gefährden können.

Aber es hat etwas Doktrinäres, Probleme dieser Art unabhängig von Zeit und Raum — von Volkscharakter, Sozialstruktur und Überlieferung — entscheiden zu wollen. Schon der große Geschichtsschreiber des Liberalismus, Guido de Ruggiero, hat die Ansicht zurückgewiesen, daß Deutschland ein unliberales Land gewesen sei, weil es keine Partei-Regie-

rung zustande gebracht habe. Freilich hat die starke Stellung des Berufsbeamtentums gemeinsam mit dem traditionell großen Ansehen des Offizierskorps an vielen Stellen einen Kastengeist großgezogen, der die berechnete Heiterkeit des Auslandes erregte. Das Vorgesetztenverhältnis der Militärzeit — namentlich in Norddeutschland — wurde auf bürgerliche Verhältnisse übertragen. Schwächen unseres Nationalcharakters und geschichtliche Überlieferung haben hier Pate gestanden. Aber diese Fehler hätten sich — unabhängig von der Staatsstruktur — unschwer beseitigen lassen, wenn der Reichstag dies Problem angepackt hätte. So hat sich dieser Zustand nur allmählich abgeschwächt, und noch heutigentags ist sich mancher Postbeamter nicht ganz im klaren, ob er nicht doch der Vorgesetzte seiner Kundschaft ist. Man wird sich gegenüber dem wilhelminischen Deutschland vielleicht auf den Satz beschränken müssen, daß es ein gut und billig verwaltetes Land gewesen ist, das seinen Bewohnern im Innern persönliche Freiheit und Sicherheit und die Chance wirtschaftlichen Wohlstands gewährte, das aber die höchsten Regierungsstellen den Fachbeamten vorbehielt.

Aber Sicherheit gewährte das wilhelminische Deutschland nur im Innern, die Sicherheit nach außen vermochte es dank seiner unheilvollen Außenpolitik nicht zu gewährleisten; an ihr ist es zugrunde gegangen. Das Deutschland Bismarcks hatte eine Stellung in der Welt eingenommen, die wir Nachgeborenen uns nur schwer vorzustellen vermögen. Damals hatte Lord Russel, englischer Botschafter in Berlin und ursprünglich kein Freund Bismarcks, nach London berichtet: „In Petersburg ist Bismarcks Wort Evangelium, ebenso in Paris und Rom, wo seine Aussprüche Ehrfurcht hervorrufen und sein Schweigen Furcht. Alles fragt ihn um Rat; er hat auch mir in den letzten Monaten mehrere Ratschläge gegeben, von denen ich regelmäßig profitiert habe.“

Diese ungeheure Macht hatte Bismarck seit der Reichsgründung ausschließlich dazu verwandt, den Frieden Europas zu erhalten. In den achtziger Jahren sagte Waddington, damals französischer Botschafter in London, später französischer Ministerpräsident, Bismarck habe die Stellung eines Schiedsrichters in Europa: „Meine feste Überzeugung ist, daß, solange Bismarck am Ruder bleibt, wir uns unbedingt auf die Loyalität Deutschlands verlassen können. Wenn der Kanzler einst sein Amt niederlegt, werden stürmische Zeiten für Europa kommen. Dann wird man erst erkennen, von welchem unschätzbaren Wert für den Frieden und das Gedeihen der Völker die jetzige deutsche Politik ist.“ Es ist schwer zu verstehen, daß das wilhelminische Deutschland diese ungeheure Erbschaft an Macht und Ansehen in 25 Jahren verwirtschaften konnte.

Das Unheil begann damit, daß Bismarcks Nachfolger den Rückversicherungsvertrag mit Rußland nicht erneuerte, der Rußlands Neutralität bei einem französischen Angriff verbürgte. Der Zar verabscheute die „Kanaillen“ in Paris; er hatte kurz vorher eine ganze Ballordnung umgeworfen, weil er sich weigerte, mit der Gattin des französischen Botschafters die Polonaise zu tanzen. Er drängte auf Erneuerung; erst als Caprivi sie dreimal in ungeschickter Form ablehnte, gewann er den Eindruck, der junge Kaiser, der Enkel Viktorias, habe das deutsche Staatsschiff in das

Kielwasser Englands gesteuert und Rußland werde isoliert werden; so schloß er das russisch-französische Bündnis.

Mit dem einen Stein, den man aus Bismarcks kunstvollem Bau herausgebrochen hatte, war alles gefährdet. Immer wieder hatte Bismarck gepredigt, wir könnten Österreich nur am Zügel halten, solange es befürchten müsse, daß wir uns auch mit Rußland verständigen könnten. Jetzt war der Draht Berlin—Petersburg durchschnitten, und Österreich konnte eine expansive Balkanpolitik beginnen. Italien sah nun, daß Deutschland, dem der russisch-französische Zweifrontenkrieg drohte, kein so begehrenswerter Bundesgenosse mehr sei, und schloß Rückdeckungsverträge mit Frankreich; es betrachtete den Dreibund nur mehr als Wartesaal, in dem es den Verlauf eines europäischen Krieges abwarten wollte. England stellte behaglich fest, daß es das Zünglein an der Waage zwischen Dreibund und Zweibund geworden war.

Bismarck hatte auch der sogenannten Weltpolitik mit größter Zurückhaltung gegenübergestanden. Er verlor nie die geographisch gefährdete Lage Deutschlands aus den Augen, das als einzige Großmacht nach allen Seiten offen lag und obendrein seinen westlichen Nachbarn zum traditionellen Feinde hatte. Er hielt daher eine Erwerbung überseeischer Gebiete nur dann für wertvoll, wenn sie geschehen konnte, ohne Frankreich Bundesgenossen zu verschaffen, d. h. praktisch im Einvernehmen mit England. Wilhelm II. dagegen hielt immer wieder klirrende Reden, daß der Dreizack in unsere Faust gehöre, ohne jedoch nennenswerte Gebiete für Deutschland zu gewinnen. So entstand das wunderliche Ergebnis, daß die anderen Großmächte sich Land um Land angliederten und Deutschland in den Ruf eines skrupellosen Eroberers geriet.

Noch einmal kam das Schicksal Deutschland zu Hilfe: England geriet bei seiner kolonialen Expansionspolitik so hart mit Rußland und Frankreich aneinander, daß es dreimal Bündnisfühler nach Deutschland ausstreckte. Zweifellos wäre es nicht leicht gewesen, diese zögernden Anregungen in eine deutsch-englische Entente zu verwandeln, aber unmöglich war es nicht. Aber Deutschland führte die Verhandlungen so sprunghaft, so ungeschickt, so hinhaltend und so überfordernd, daß sie im Sande verliefen, ohne daß es der damalige Leiter der deutschen Außenpolitik, Herr v. Holstein, bemerkte. Die Warnung der Engländer, daß London sich bei einem Scheitern der Verhandlungen mit Frankreich und Rußland verständigen werde, hielt Holstein, eine verkrampfte und doktrinäre Natur, für eine leere Drohung. Aber in wenigen Jahren war sie verwirklicht, und Deutschland sah sich einer englisch-französisch-russischen Entente gegenüber, die zwar nicht durch Verträge, aber durch gemeinsame Interessen zusammengehalten war.

Holstein zögerte nicht, diese Entente durch neue Fehler noch enger zusammenzuschweißen. Frankreich wollte damals den wertvollsten, noch freien Teil Afrikas besetzen, Marokko, ein Eckhaus in bester Geschäftslage. Die Besetzung verstieß gegen den von allen Großmächten unterzeichneten Vertrag von Madrid. Deutschlands Stellung war völkerrechtlich sehr stark. Nach jahrelangem Tauziehen wurde der Eris-Äpfel geteilt, wobei Deutschland den Stiel bekam — nämlich ein von Schlafkrank-

heit verseuchtes Gebiet am Kongo — und Frankreich das marokkanische Riesenreich. Obendrein stand aber am Schluß nicht etwa Frankreich, sondern Deutschland als der ewige Friedensstörer gedemütigt und gebrandmarkt da. Es hatte viel dazu gehört, aus so starker Stellung so schlecht abzuschneiden.

Inzwischen baute der Kaiser die zweitgrößte Flotte der Welt. Er war gegenüber der Heimat seiner Mutter von merkwürdigen, zwiespältigen Empfindungen erfüllt. Da es ihm nie gelungen war, die Liebe und Achtung Viktorias zu gewinnen, wollte er wenigstens um jeden Preis die Bewunderung ihrer Landsleute erringen. Am liebsten wäre es ihm gewesen, wenn er sie durch einen großen Festlandsbund bis in den Staub hätte demütigen können, um sie dann großmütig aufzuheben. Da dieser Traum zerrann, wollte er ihnen in seiner Haßliebe wenigstens auf ihrem eigenen Gebiet imponieren: mit einer großartigen Kriegsflotte. Nach außen nannte man zwei andere Gründe: man müsse den deutschen Außenhandel schützen und man müsse einen deutsch-englischen Krieg zu einem so großen Risiko machen, daß England ihn scheuen werde. Beide Argumente waren windig. Der deutsche Außenhandel war in einem Krieg mit Rußland und Frankreich ohnehin nicht gefährdet, und falls England eingriff, war er durch keinerlei Flottenbau aufrechtzuerhalten: England, reicher als Deutschland und nicht gezwungen, eine riesige Armee zu finanzieren, mußte immer Mittel genug haben, um jeden wünschenswerten Abstand zu halten. Aus dem gleichen Grund war der „Risiko-Gedanke“ verfehlt; auch hatte es England im Kriegsfall in der Hand, eine Seeschlacht zu vermeiden oder nur unter günstigen Bedingungen anzunehmen. „Weltpolitik“ konnte ein Land in Deutschlands geographischer Lage, das obendrein mit Frankreich und Rußland verfeindet war, nie in Feindschaft mit England treiben. Vergebens versicherte der uralte Moltke, Deutschland und England seien natürliche Verbündete, gerade weil Deutschland keinen Anspruch auf Seeherrschaft erhebe. Vergebens warnte Bismarck, die „undeutsche Prestigesucht“ der Seerüstung werde England in ein antideutsches Bündnis treiben: Wilhelm baute seine Flotte, und „die Hämmer, die in den Werften von Kiel und Wilhelmshaven erklangen, schmiedeten die Koalition zusammen, der Deutschland erlag“ (Churchill).

Bei all seinen kriegerischen Reden hatte der Kaiser nie kriegerische Absichten; nicht mit Unrecht haben ihn die Franzosen als Guillaume le timide verhöhnt. Mit dem Säbel zu rasseln, hielt er für Weltpolitik. Deutschland hat 25 Jahre lang die Rolle des Schafes im Wolfspelz gespielt. Eines Tages glitt es in einen neuen Krieg — ohne daß irgendeine Großmacht ihn ernsthaft gewollt hätte — und fand die ganze Welt gegen sich vereinigt. Seit dem Preußen von 1805 hat nie eine Großmacht eine so unselige Außenpolitik betrieben.

Verfassungsmäßig zuständig für die Leitung der Außenpolitik war der Kaiser. Er trägt rechtlich und tatsächlich einen Teil der Schuld. Wilhelm II. war ein Mann von ungewöhnlichen Geistesgaben. An Auffassungskraft und Gedächtnis war er ein Naturspiel. Als in Wiesbaden das Kurhaus eingeweiht wird, soll der Architekt Thiersch einen Vortrag an Hand des Modells halten. Aber eine Stunde vorher kommt — wie Thiersch mir

selbst erzählte — der Kaiser, läßt sich den Vortrag allein halten und sagt dem verdutzten Schöpfer des Baues: „Den Vortrag halte ich.“ Und zum begeisterten Erstaunen der Festversammlung klettert er auf das Podium und hält, gestützt auf sein herrliches Gedächtnis, einen anständigen architektonischen Fachvortrag. Aber seine Begabung war durchaus nicht auf solche Kunststücke beschränkt. Er besaß vielmehr in vielen Fragen ein gesundes Urteil, oft ein besseres als seine Ratgeber; so hat er die Fehler unserer Marokkopolitik sofort durchschaut und sich nur widerwillig gefügt. Er war temporär gescheit. Der Gegensatz zwischen seinen übersteigerten Reden und seinen oft weit klügeren Maßnahmen erklärt sich aus seinem Charakter. Bismarck hat in das Kapitel über den Kaiser die Bemerkung eingeflochten, die Eitelkeit sei eine Hypothek, die man von der Leistungsfähigkeit eines Menschen abziehen müsse, um „das brauchbare Ergebnis seiner Begabung“ zu erhalten. Wilhelm II. litt infolge einer körperlichen Mißbildung — der linke Arm war verkümmert — und einer unglücklichen Jugend an einem fressenden Geltungsdrang. „Mein Neffe muß immer radschlagen wie ein Pfau“, sagte Onkel Eduard. Weil er mimosenhaft unsicher war, wollte er als strahlender Kraftmensch wirken. Er nahm alle Dinge der Welt persönlich, und weil er sie persönlich nahm, wurde seine Politik sprunghaft. Aber Deutschland bedurfte damals einer Politik, bei der jede Nuance wichtig war; für Gefühlsentladungen war in ihr kein Raum. Während der Monarch das Element der Stetigkeit sein soll, war Wilhelm ein Element der Unruhe. Er hätte noch mehr Unheil angerichtet, wenn nicht die Minister seine Anweisungen und Randbemerkungen oft unbeachtet gelassen hätten. Den monarchischen Gedanken hat er stärker geschädigt als jeder Revolutionär seiner Epoche.*)

Über das kulturelle Leben der wilhelminischen Epoche ein geschlossenes Urteil abzugeben, ist unmöglich. Es handelt sich hier um ein sehr komplexes Gebilde. Auch haben wir keinerlei Maßstäbe, um die kulturellen Leistungen einer Zeitspanne mit denen einer anderen zu verglei-

*) Eine umfassende Apologie des Kaisers hat der frühere Staatsrechtslehrer *Hans Helfritz* versucht: *Wilhelm II. als Kaiser und König* (Zürich, Scientia-Verlag 1954). Das Buch stellt sehr übersichtlich alles zusammen, was der Kaiser geleistet hat. Aber der Verfasser macht sich die Arbeit zu leicht, indem er die Schattenseiten des Kaisers zum großen Teil unerwähnt läßt oder manche Vorfälle nur in der kaiserlichen Darstellung wiedergibt, auch wenn diese Darstellung inzwischen durch die Untersuchungen der Historiker korrigiert ist (z. B. bei der Krügerdepesche). Auch betrachtet er viele Fragen zu juristisch. Bei Bismarcks Entlassung, die er für einen Segen hält, legt er dar, daß sich der Reichskanzler hinsichtlich der Kabinettsordre von 1852 die Nichtbefolgung eines Dienstbefehls habe zu schulden kommen lassen, daß sein häufiger Aufenthalt in Friedrichsruh beamtenrechtlich eine „Verletzung der Residenzpflicht der Beamten“ gewesen sei, und daß sein Verhalten bezüglich der Konsulatsberichte aus Kiew an die strafbare Handlung der Urkundenunterdrückung im Sinne des § 274 Reichsstrafgesetzbuch grenze. Da Bismarck sich stets auch als Soldat gefühlt habe, käme auch eine „Achtungsverletzung“ hinzu. Mit einer abgewogeneren Darstellung hätte Helfritz dem Kaiser einen größeren Dienst geleistet.

chen. Man wird sich am besten darauf beschränken, für das eine oder andere Gebiet eine Reihe von Namen zusammenzustellen, die uns die Schöpfungen jener Zeit ins Gedächtnis rufen. Auf dem Gebiete der Geisteswissenschaft haben in jener Zeit Männer gewirkt wie die Philosophen Windelband, Eucken, Vaihinger, Husserl, Dilthey, Wundt, Rickert und Simmel, die Nationalökonomten Schmoller, Brentano, Knapp und Max Weber, die Historiker Meinecke, Marcks, Brandenburg, Harnack und Lamprecht und die Philologen Wilamowitz, Erich Schmidt und Vossler, die Juristen Gierke, Liszt, Kohler und Kahl — zwei Dutzend willkürlich herausgegriffene Namen, deren Zahl man mühelos verdoppeln könnte. Niemand wird angesichts dieser Namen behaupten können, jene Epoche sei eine Zeit geistigen Niederganges gewesen. In den Naturwissenschaften braucht man keine Namen zu nennen: Deutschlands große Stellung in jenen Tagen ist jedermann bekannt. Es ist auch kein Zufall, daß damals die Deutschen die meisten wissenschaftlichen Nobelpreise erhalten haben, fast ebensoviel wie alle anderen Völker zusammen.

Ein zusammenfassendes Urteil auf dem Gebiet der Künste wäre noch verfehlt. Aber die Welt war sich z. B. damals einig, daß Berlin — dank seiner außerordentlichen Regisseure, Schauspieler und Bühnenbildner — die größte Theaterstadt Europas gewesen ist. Die Repräsentanten der Dichtkunst waren nicht Wildenbruch und Dahn, sondern etwa Hauptmann und Sudermann, Raabe und Fontane, Liliencron und George, Thomas Mann und Ricarda Huch. In den bildenden Künsten hat Frankreich damals größere Künstler besessen, aber auch die deutsche Malerei, Bildhauerei und Architektur führte Schüler aus allen Völkern an Isar, Rhein und Spree. Und in der Musik war das Land, in dem Hugo Wolf und Richard Strauss, Pfitzner und Humperdinck, Schillings und d'Albert, Mahler und Reger lebten, das Herz der Welt.

Die späteren Geschichtsschreiber werden vielleicht das 19. Jahrhundert — von 1815 bis 1914 — die liberale Glücksepisode im Leben der Menschheit nennen, und die wilhelminische Zeit als ihren Ausklang betrachten. Wir sollten bei der Beurteilung vergangener Zeiten den Ratschlag befolgen, den der alte Fontane einmal seiner Frau für die Beurteilung von Menschen gegeben hat, nämlich daß sie dabei „die Elle etwas kürzer nehmen“ solle. Jede Epoche ist, nach dem immer wieder zitierten Wort Rankes, „unmittelbar zu Gott“ und kann beanspruchen, mit ihrem eigenen Maßstab gemessen zu werden, nicht mit dem Maßstab nirgends verwirklichter Ideale. Der Historiker wird dann in der wilhelminischen Zeitspanne nicht die Zeit eines „falschen Glanzes“ sehen, in der ständig Standarten rauschten, Militärkapellen spielten und neugotische Schlachthausburgen errichtet wurden, sondern er wird die Gewichte gerecht verteilen und die Leistungen jenes Vierteljahrhunderts auf den Gebieten der Wirtschaft, der Innenpolitik und der Kultur gelten lassen. Und er wird zugeben, daß nicht durch Vorsatz und Bosheit, sondern durch Torheit und Schicksal damals alle Völker in jenen Krieg hineingeglitten sind, der die Tore für eine neue Epoche aufriß.

Österreichs Schicksal

In einem alten Verse finden sich die Worte „Felix Austria“. Es ist schon lange her, daß man von einem glücklichen Österreich gesprochen hat. Wohl gab es im 19. Jahrhundert und bis an die Zeiten des Ersten Weltkrieges heran ein glückliches Wien oder auch ein glückliches Budapest: Metropolen der Walzerkönige und der Operette, des guten Theaters und der schönen Musik. Über der Donaumonarchie selbst aber hing schon seit den Tagen Metternichs ein dunkler Schleier. Schon lange vor dem Zusammenbruch von 1918 hallten finstere Voraussagen durch die Schriften der besten Autoren Österreichs, nur mühsam verdeckt durch Akzente der Frivolität.

Das Österreich von 1918 erschien von Anfang an als tragische Figur. Der Friedensvertrag von St. Germain hatte unter dem Namen Österreich etwas geschaffen, das keinem früheren Bürger der Donaumonarchie lebensfähig erschien. Dieser verhältnismäßig kleine deutschsprachige Teil war nie auf sich selbst gestellt gewesen und war ja auch nur ein Fragment des gesamtdeutschen Raumes. Die ziemlich willkürlich gezogene Grenze zwischen der Donaumonarchie und Deutschland hatte sich 1866 nach der Auseinandersetzung mit dem Preußen Bismarcks stabilisiert. Nun schob aber der Vertrag von St. Germain zwischen den Rumpfstaat Österreich und die Gebiete des Deutschen Reiches einen langen und schmalen Landstreifen ohne natürliche Grenzen und nannte ihn Tschechoslowakei. Die deutsch-österreichische Grenze zwischen Pilsen und Salzburg bildete den wesentlichen Zugang zu Deutschland.

Es darf nicht wundernehmen, daß unter diesen Umständen der „Anschluß“ des neuen Gebildes „Österreich“ an das Deutsche Reich von vielen vernünftigen Leuten auf beiden Seiten der Grenzen gewünscht wurde. Österreich nahm den „Anschluß“ in seine Verfassung auf, während in Deutschland die SPD als damalige Regierungspartei zur treibenden Kraft wurde. Die Durchführung des Gedankens scheiterte am Einspruch der Alliierten. Auf deutscher Seite war übrigens ein gewisser Mangel an Einmütigkeit dadurch entstanden, daß gerade die aneinandergrenzenden Gebiete Bayerns und Österreichs keine besondere Zuneigung füreinander empfinden.

Inzwischen wuchs in Österreich eine Generation heran, die nicht in dem Grundgedanken erzogen war, daß ihr Land die Grundlage eines weiten Nationen-Bundes bilden müsse, um existieren zu können. Allmählich verging jenes fürchterliche Gefühl, wonach Österreich noch viel weniger war als ein Rumpfstaat, nämlich nur ein Haupt ohne Rumpf. Der Separatis-

mus der agrarischen Länder der neuen Republik ließ nach. Es mehrten sich die Stimmen derer, die das neue Gebilde für lebensfähig hielten. Da erfolgte der Einmarsch Hitlers, und auch dieser Traum war ausgeträumt!

Der Krieg hat dann Österreich recht wechselvolle Geschicke bereitet. Zunächst ist es sicherlich eine tragische Fügung für ein Land, wenn es in fremder Sache in einen Krieg gezogen wird. Es ist allerdings nachträglich schwer festzustellen, wie weit zeitweilig die Gemeinschaft reichte. Wenn man generalisieren will, so wird man vielleicht sagen dürfen, daß der Nationalsozialismus vor dem Kriege in Österreich viele Sympathien genoß, daß er sie aber während des Krieges schnell verlor. Der Verlauf des Zweiten Weltkrieges läßt jedenfalls die Schlußfolgerung zu, daß der Gedanke des „Anschlusses“ heute tot ist, trotz aller Bewunderung für Deutschlands Tüchtigkeit.

Die schwierigen Auseinandersetzungen bezüglich des deutschen Eigentums in Österreich schaffen eine gewisse Kluft. Andererseits steht fest, daß Deutschland zur Zeit des Dritten Reiches der österreichischen Industrie einen ganz außergewöhnlichen Auftrieb gegeben hat. Es ist nicht zuletzt dieser Grundlage zu danken, daß Österreich nach 1945 verhältnismäßig schnell gesundete. Man fängt heute an, in dem gleichen Sinne von einem österreichischen Wunder zu sprechen, wie man es häufig im Zusammenhang mit der deutschen Bundesrepublik tut.

Dieser Rückblick war notwendig, um die Beurteilung der jüngsten Entwicklung zu erleichtern. In den unzähligen Kommentaren über die Berliner Konferenz ist zu den verschiedensten Fragen Stellung genommen worden, aber dem Problem Österreich sind die Kommentatoren in der Regel nicht auf den Grund gegangen. Vielleicht liegt gerade hierin eine gewisse Berechtigung dafür, erneut zum Schicksal Österreichs Stellung zu nehmen.

Allerdings ist das nicht möglich, ohne über die Konferenz als solche einiges zu sagen, und das ist keine dankbare Aufgabe, nachdem zu diesem Thema schon so viel gesagt worden ist. Die folgenden Bemerkungen gelten nur der Frage, welche Bedeutung die Berliner Konferenz in der Weltgeschichte haben wird. War sie nur ein Zwischenakt, mit dessen Hilfe die Großmächte an einen Verhandlungstisch zur Besprechung asiatischer Fragen gelangen wollten? Oder lag der tiefere Sinn darin, daß beide Parteien sich neues Propagandamaterial für den kalten Krieg holen wollten? Oder war es schließlich ernsthaft beabsichtigt, einen ersten Schritt zur Herbeiführung der seit neun Jahren fälligen Friedensverträge mit Deutschland und mit Österreich zu unternehmen?

Je nach der Beantwortung dieser Fragen erscheinen die Auswirkungen der Berliner Konferenz in verschiedenem Licht. Sie können entweder als Ausgangspunkt für eine Neugestaltung Mitteleuropas angesehen werden, oder sie haben lediglich episodische Bedeutung. Im Falle Österreichs zum mindesten darf man sich der ersten Auslegung bedienen. Dort geschah schon in der vorbereitenden Phase zu der Konferenz manches Neue (wie der Verzicht auf Besatzungskosten), und auch die Konferenz selbst schuf frischen Tatbestand, trotz des Scheitern des Staatsvertrages.

Versucht man die durchschnittliche Interpretation der Berliner Verhandlungen über Österreich auf einen Nenner zu bringen, so ergibt sich etwa der Ausruf: „Die armen Österreicher!“ Die geläufige Auslegung geht in der Regel dahin, daß Österreich eine fast übermenschliche Anstrengung gemacht habe, um die fünf noch strittigen Punkte des seit Jahren ausgearbeiteten Staatsvertrages zu Rußlands Gunsten anzunehmen; dann sei Österreich trotz dieser Anstrengung ohne Frieden geblieben. Mit dieser Beurteilung wäre man dann allerdings meilenweit entfernt von dem alten Worte über das „glückliche Österreich“.

Es muß untersucht werden, ob mit diesem etwas oberflächlichen Urteil wirklich alles zum Ausdruck gebracht worden ist. Hierbei muß man von der Tatsache ausgehen, daß zwar die Besetzung durch Okkupationsmächte eine schwere Last ist, daß aber Österreich insofern unendlich besser gestellt wurde als Deutschland (oder etwa Korea), indem ihm die Schrecken einer Zerstückelung in feindliche Zonen erspart blieb. Österreich behielt, trotz der Okkupation, seine politische Einheit. Das ist sehr viel, sowohl in politischer als auch in wirtschaftlicher Hinsicht.

Darüber hinaus wurden nun in Berlin gewisse Schritte vorwärts gemacht, die sich nicht wieder annullieren lassen. Österreich wurde zunächst einmal als gleichberechtigte Nation von den vier Großen an den Verhandlungstisch zugelassen, während z. B. die Regierung Adenauer keinen derartigen Vorzug genoß. Hiermit ist Österreich in die Entscheidungen über das eigene Geschick eingeschaltet worden. Die österreichische Regierung fand den Mut, dieses neue Kapitel mit den unangenehmsten Entscheidungen zu beginnen, nämlich mit der Annahme der oben erwähnten fünf Punkte. Damit wurde die sowjetische Regierung in eine so schwache Stellung hineinmanövriert, daß diese auf die Dauer kaum haltbar sein dürfte. Wenn man sich nunmehr über alle Artikel des geplanten Staatsvertrages einig ist und wenn auch die drei westlichen Großmächte zustimmen, so kann das sowjetische „Njet“ nur noch einen Grund haben, der außerhalb Österreichs liegt.

Die offizielle sowjetische Version geht dahin, daß man in Moskau den Vertrag mit Österreich nicht unterzeichnen wolle, bevor der deutsche Vertrag abgeschlossen sei. Das wirkt wenig überzeugend. Bekanntlich sind die französischen Okkupationstruppen aus Tirol bereits abgezogen, wodurch der militärische Wert der amerikanischen Stützpunkte im Salzburgerischen herabgemindert sein dürfte. Er besteht wahrscheinlich nur noch für einen etwaigen Kampf gegen die im Osten verbliebenen sowjetischen Heeresteile. Wenn diese abziehen, würden wohl auch die Amerikaner keinen großen Wert mehr auf diese Stützpunkte legen. Andererseits scheinen auch die britischen Streitkräfte in Österreich bereits erheblich abgebaut zu sein.

Man kann sich kaum dem Eindruck verschließen, daß die auf Deutschland gestützte Begründung des „Njet“ nicht einmal ernsthaft erörtert worden ist. Der Gedanke einer Art Treuhänderschaft der Vereinten Nationen für Österreich wurde gestreift, aber nicht vertieft. Dieses Verfahren führt zu der weiteren Vermutung, daß die gegebene Begründung gar nicht die richtige war, sondern daß der wahre Grund woanders zu suchen

ist, nämlich teils in dem aus ideologischen Gründen gefürchteten Jugoslawien, das man nicht ganz freigeben will, vor allem aber in der Tschechoslowakei. Dieses Land läßt sich in der Tat nicht militärisch verteidigen, wenn man keine Truppen in Österreich hat. Das war auch der Grund, warum Hitler sich Österreich aneignen mußte, bevor er die Hand auf die Tschechoslowakei legen konnte. Früher wurde oft behauptet, daß die Sowjets Österreich behalten müßten, um auf Grund jener Paragraphen des Potsdamer Abkommens, welche die Verbindungslinien sicherstellten, auch in Rumänien und Ungarn verbleiben zu können. Wenn die kommunistische Gleichschaltung dieser beiden Länder so weit gediehen ist, wie Moskau behauptet, so ist dieser Grund nicht mehr stichhaltig, denn die Sowjets könnten ja durch bilaterale Abkommen Stützpunkte in diesen Ländern errichten. Somit ist die Begründung „Tschechoslowakei“ bei weitem die wahrscheinlichste.

Wie dem auch sei, bleibt die Tatsache bestehen, daß die UdSSR zusammen mit den anderen Mächten der Republik Österreich bei Kriegsende die staatliche Unabhängigkeit versprach, um dieses Land von Deutschland abzutrennen. Jetzt ist nach neunjähriger Verhandlung die Einigung über einen Staatsvertrag erreicht; und trotzdem verweigert Moskau die Unabhängigkeit aus einem Grunde, der außerhalb Österreichs liegt, wie immer er auch gestaltet sein möge. Hierin liegt eine so außerordentliche moralische Schwächung der sowjetischen Stellung, daß die bereits arg geschwächte Kommunistische Partei Österreichs wohl demnächst ihre Daseinsberechtigung völlig verloren haben wird. Damit hat Österreich aber auch einen weit geringeren Wert für die Sowjetunion als früher. Es scheint endgültig in den Kreis der westlichen Kultur zurückzukehren.

Eine weitere Folge ist, daß die Sowjetunion nun gewisse Anstalten treffen muß, um den in Österreich entstandenen schlechten Eindruck ein wenig abzuschwächen. Das zeigte sich bereits in Berlin im Zusammenhang mit dem Problem Triest. Bekanntlich hatten die Sowjets vorher versucht, die Triester Frage mit dem Staatsvertrag in eine gewisse Verbindung zu bringen. Da nun das Problem Triest bereits ein gefährlicher Zankapfel zwischen Italien und Jugoslawien ist, drohte das Hineinziehen Österreichs eine schier unüberwindliche Verwicklung zu schaffen. Es ist interessant festzustellen, in welcher Form Moskau seine Konzession anbot. Die Entscheidung der Triester Frage sollte nämlich dem Sicherheitsrat der Vereinten Nationen übertragen werden. Da dort das sowjetische Veto jede Entscheidung unmöglich macht, so behielt Moskau genau wie bisher die Hand im Spiel. Immerhin wurde gezeigt, daß man Österreich gerade so gut herauslassen könne, um diese Wirkung zu erreichen.

Mußte schon dieses Vorgehen scheinheilig wirken, so gilt das erst recht für den sowjetischen Vorschlag, alle Besatzungstruppen aus Wien herauszuziehen, denn dies bedeutet nichts anderes, als die Hauptstadt des Schutzes der Westmächte zu berauben. Die Truppeneinheiten, die um Wien herumstehen, gehören zur Roten Armee. Sie könnten also jeden Augenblick einmarschieren, sobald die Westmächte die Stadt geräumt hätten. Die Negativität der sowjetischen Haltung trat schließlich am deut-

lichsten dadurch zutage, daß man allgemein mit einer bewaffneten Neutralität Österreichs einverstanden zu sein schien. Da dieses schwierige Problem ebenso leicht aus der Welt geschafft werden könnte wie die bisher noch strittigen Klauseln des Staatsvertrages, lag kein ehrlicher Grund mehr für die russische Weigerung vor.

Abgesehen von den bereits erwähnten Wirkungen auf die österreichische Innenpolitik wirft das Verhalten Molotows ein eigenartiges Licht auf die moralische Stellung der Sowjetunion in der Tschechoslowakei selbst. Auch bezüglich Ungarns und Rumäniens fängt man an, sich Fragen vorzulegen. Es sieht alles so aus, als wolle Moskau eher die verhaßte EVG, ja gar die Aufnahme eines wiederbewaffneten Deutschlands in die NATO in Kauf nehmen, als auf den militärischen Zutritt zu jenem tschechischen Viereck zu verzichten, von dem so oft gesagt worden ist, daß es die militärische Hegemonie in Europa sichere. Es bleibe dahingestellt, wie weit dieses Axiom im Zeitalter der Wasserstoffbombe noch Gültigkeit besitzt. Der rote Generalstab scheint daran zu glauben.

Keine Politik der Großmut in der Behandlung von Problemen des Alltages kann Österreich über die logischen Schlußfolgerungen hinwegtäuschen, die sich hier aufdrängen. Im österreichischen Publikum mag es allerdings zunächst nur wenige Menschen geben, die nicht dem Scheitern des Staatsvertrages nachtrauern. Dagegen werden sich einige Spezialisten am Ballhausplatz wahrscheinlich die Hände reiben. Nachdem man nämlich der Freiheit zuliebe auch unerträgliche Bestimmungen des Staatsvertrages überraschend schnell angenommen hatte, ohne für diesen hohen Preis die Befreiung zu erlangen, darf man den Staatsvertrag in dieser Form wohl als tot ansehen. Die Sowjets aber haben sich moralisch ins Unrecht gesetzt — sie werden in Österreich nun zicnlich leise treten müssen. Damit ist erreicht, daß der „status quo“ den vielgeprüften Österreichern auch weiterhin jenen Aufschwung gestattet, der in den letzten Jahren unverkennbar war. Die Preise sind stabil, die Währungen nähert sich dem Goldwert, der Tourismus entwickelt sich glänzend, und die Kosten der Aufrüstung bleiben erspart. Der immer noch vorhandenen Arbeitslosigkeit dürfte man mit großen Bauprojekten Herr werden, wie z. B. der Autobahn Salzburg—Linz.

Gewiß sind längst noch nicht alle Wolken verschwunden, aber man lebt, und man fängt sogar an, recht gut zu leben. Es wäre verfrüht, den Ausspruch „Felix Austria“ zu erneuern, aber es erscheint glücklicherweise auch nicht mehr am Platz, „Armes Österreich“ zu sagen.

Der deutsche Geist zuhächst in Kunst und Wissen stellt,
Hier, was er nicht versteht, dort, was ihm nicht gefällt.

Grillparzer

Katholizismus in Frankreich heute

Die energische Beendigung des Experiments der Arbeiterpriester und verschiedene Maßnahmen gegen einige Dominikanerpater lenkten plötzlich die internationale Aufmerksamkeit auf den französischen Katholizismus, der im Laufe der letzten 60 Jahre schon wiederholt die öffentliche Meinung bewegte, sowohl im Augenblick der folgeschweren Trennung zwischen Kirche und Staat zu Beginn des Jahrhunderts wie anlässlich der Exkommunizierung der radikale Rechtstendenzen vertretenden „Action Française“ in der Zwischenkriegszeit, um nur die wichtigsten Ereignisse zu nennen. Diesmal vermittelt nicht zuletzt die französische Presse ein reichlich falsches Bild von den Verhältnissen. Selbst der bekannte katholische Schriftsteller und Nobelpreisträger François Mauriac ließ seinen überstürzten Reaktionen freien Lauf und schrieb an der Wahrheit vorbei. Die jüngste Entwicklung des französischen Katholizismus ist das Ergebnis einer sehr langen und gleichzeitig widerspruchsvollen Geschichte, die vor Behandlung der aktuellen Fragen in großen Zügen skizziert werden muß.

Frankreichs politische und gefühlsmäßige Reaktionen gegen Rom machten sich im ausgehenden Mittelalter nicht wie in Deutschland durch die Reform Luft, sondern durch den sogenannten Gallikanismus, durch das ständige Streben nach einer über ein Mindestmaß von Bewegungsfreiheit verfügenden nationalen Kirche. Während Deutschland in universalistischem Geist noch von dem Heiligen Römischen Reich deutscher Nation träumte, arbeitete Frankreich schon an der Schaffung eines zentralisierten Nationalstaates, der als Großmacht geschichtlich in Erscheinung trat, als das deutsche Kaiserreich seinem Ende entgegenging. Das französische Königstum hatte mit Rom nie engere politische Beziehungen, es fühlte sich dem Heiligen Stuhl gegenüber viel weniger verpflichtet als das deutsche Kaisertum und in historischem Anschluß daran der deutsche Katholizismus. Immer wieder verwahrte sich die königliche französische Staatskanzlei gegenüber etwaigen politischen Übergriffen des Vatikans. Während der deutsche Herrscher den Weg nach Canossa ging, wagten es französische Könige und Kaiser, den Papst gefangenzunehmen. Andererseits liebten es die französischen Bischöfe nicht, nach Rom zu ziehen. Die französische Nationalität war innerhalb der Kurie daher stets schwach vertreten. Seit Franz I. betrachtete sich zwar Frankreich stolz als die älteste Tochter der Kirche, legte gleichzeitig aber Wert auf Emanzipation und Abstand. Bis zur Bildung der III. Republik im Jahre 1875 bestand in dieser Beziehung Übereinstimmung zwischen der hohen Geistlichkeit und

der Staatsführung. Der Zug nach Rom, der dem deutschen Wesen lange Zeit ungewöhnlich stark innewohnte, blieb bis zum heutigen Tage Frankreich völlig fremd.

Trotzdem entstand gerade in der III. Republik eine an sich überraschende ultramontane Einstellung. Sie erklärt sich weitgehend als Protest gegen eine weltanschaulich und vielleicht auch soziologisch nicht gebilligte historische Entwicklung mit der Schaffung einer demokratischen Republik in Frankreich und der Beseitigung des unabhängigen Vatikanstaates durch Italien als Mittelpunkte. Besonders das staatspolitische Unglück des Papstes löste in Frankreich eine tiefe Welle des Mitleides aus. Der Kampf der Republik gegen die Kirche mußte zwangsläufig die gefühlsmäßigen Bande mit Rom verstärken. Dieses ultramontane Zwischenspiel des französischen Katholizismus bestimmte deutlich die Ereignisse bis zum Experiment der Arbeiterpriester. Der Kampf um die Rechte der Kirche und die Grundsätze des Katholizismus ging in der Zeit des ersten sozialen Erwachens Hand in Hand mit der Ablehnung der Republik und aller politischen Linkstendenzen. Der französische Katholizismus stellte sich so in seiner überwiegenden Mehrheit in das konservative Lager, unter Billigung aller Überspitzungen des französischen Konservatismus, für den der Ausdruck „reaktionär“ kaum unberechtigt ist. In der gleichen Periode wandte sich der deutsche Katholizismus bewußt seiner sozialen Mission zu und entfaltete sich, begünstigt durch den Kulturkampf, in einem Klima der Ablehnung des autoritären Staatsgedankens. Im Augenblick der Trennung zwischen Kirche und Staat in Frankreich stand schließlich der französische Katholizismus vor einer schweren inneren Krise. Ein erheblicher Teil des Volkes hatte ihm den Rücken gekehrt, das Bürgertum ging oft kaum über das Lippenbekenntnis hinaus.

Gegenströmungen konnten nicht ausbleiben. Materielle Schwierigkeiten erhöhten Kampf- und Lebenskraft der Kirche, die Probleme der Trennung vom Staat führten zu grundlegenden Aussprachen und Klärungen. Soziale Tendenzen waren in der Vergangenheit nicht unbekannt, sie blieben jedoch meistens an einzelne Persönlichkeiten gebunden und vermochten sich nicht als Bewegung durchzusetzen. Den ersten Achtungserfolg erzielte zu Beginn des Jahrhunderts Marc Sangnier mit seinem „Sillon“, der der katholischen Kirche ein aktives soziales Bewußtsein zurückgeben wollte. Daraus entwickelte sich später als kleine politische Gruppe die Volksdemokratische Partei, die nach dem Zweiten Weltkrieg zur Volksrepublikanischen Bewegung wurde. In der Zwischenkriegszeit entstand ferner eine Katholische Arbeiterjugendbewegung (Jeunesse Ouvrière Catholique — J.O.C.), der Vereinigungen für die landwirtschaftliche Jugend und die Studenten folgten, während die Katholische Aktion ihrerseits eine Sonderabteilung für Arbeiterfragen schuf. In den Jahren schwerer sozialer Kämpfe zwischen 1933 und 1937 verteidigten mehrere französische Bischöfe und in erster Reihe der damals junge und dynamische Kardinal Liénard von Lille die Arbeiterinteressen mit einer Sprache, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ.

Dieser in seinen Auswirkungen zunächst bescheiden gebliebene Druck nach Links weckte eine lebhaftere Gegenbewegung, die in Frankreich unter

dem Sammelbegriff des Integrismus bekannt ist. Sie zeichnet sich durch eine gewollte Verflechtung von Religion und Politik aus. Man predigte den integralen Glauben mit unbedingter Unterwerfung unter die römischen Richtlinien, um auf diese Weise alle modernen Tendenzen ausschalten zu können. Der vom Papst verurteilte Modernismus mit seinen besonders starken Auswirkungen in Frankreich kam den integristischen Kreisen zu Hilfe. Teilweise bildeten sie Geheimbünde verschiedener Art. Im Hintergrund standen politisch-reaktionäre Bestrebungen. Die Tendenz wurde vor Beendigung des Ersten Weltkrieges von Rom entschieden verworfen, hielt sich aber als Gegenströmung zum sogenannten fortschrittlichen Katholizismus bis zum heutigen Tage. Ihr Sprachrohr war in der Zwischenkriegszeit hauptsächlich die „Action Française“ unter geistiger Führung des schließlich von Rom exkommunizierten Charles Maurras. In ihm vereinte sie sich nicht nur mit dem Royalismus, sondern darüber hinaus mit einem philosophisch fundierten, betont antihumanistischen Chauvinismus.

Zusätzliche Spannungen brachte dem französischen Katholizismus die Besatzungsperiode mit dem Vichy-Regime. Die Losung Pétains: Arbeit, Familie, Vaterland fand in den Reihen des höheren französischen Klerus ein wohlwollendes Echo. In der einen oder anderen Form erklärten sich fast alle Bischöfe und Kardinäle zur Zusammenarbeit mit dem Vichy-Regime bereit. Ein Teil ging dabei recht weit, ein anderer war zurückhaltender. Die untere Geistlichkeit jedoch, ebenso wie die Orden, war der Widerstandsbewegung zugänglich. Zahlreiche Pater setzten darin ihr Leben aufs Spiel und spielten eine maßgebende Rolle, bis zur Deportierung nach Deutschland und zur Erschießung. Als General de Gaulle die Regierung in Frankreich übernahm und das demokratische Regime zurückbrachte, hatten gerade die Bischöfe nicht unerhebliche Schwierigkeiten, ihr altes Prestige wiederzufinden und sich ihre zweifelhafte Haltung der jüngsten Vergangenheit vergeben zu lassen. Es entstanden dadurch Reibungsflächen, die den schon seit einiger Zeit abgeschlissenen Prozeß der politischen Normalisierung Frankreichs überdauerten und innerhalb des hohen Klerus eine gewisse Feindseligkeit gegenüber den religiösen Orden zurückließen.

In dieser beladenen Atmosphäre begann der französische Katholizismus sein aus dem üblichen Rahmen fallendes Nachkriegsexperiment. Der Wunsch nach Erneuerung war allgemein. Die Kirche hatte sich endgültig an die Trennung vom Staat gewöhnt und fühlte sich in ihrer Unabhängigkeit wohl. Gleichzeitig erkannte sie die Notwendigkeit, sich stärker am öffentlichen Leben zu beteiligen. Mit den Volksrepublikanern nahm eine große, betont katholische Partei im Parlament Platz. Der christlich-soziale Gedanke fand damit zum erstenmal in Frankreich politisch wirkungsvollen Eingang, nachdem die Volksdemokraten der Vorkriegszeit nur eine kleine Splittergruppe dargestellt hatten. Neben dem Kommunismus erwies sich der Katholizismus als organisatorisch am aktivsten. Er drang auf allen Gebieten vor, sei es in den Familienvereinigungen, sei es in den Gewerkschaften oder gar im Radio- und Fernsehwesen. Soziale Tendenzen kamen stark zum Durchbruch. Die Bischöfe kümmerten sich

um die Not in ihren Diözesen, verfaßten Hirtenbriefe gegen die soziale Ungerechtigkeit, warnten vor der Arbeitslosigkeit, förderten den Wohnungsbau usw. Teils aus taktischen Gründen, teils aus gewandelter politischer Überzeugung unterstützte bei den Wahlen der Klerus nicht mehr die äußerste Rechte, selbst nicht in den als besonders konservativ bekannten westfranzösischen Bezirken, sondern bevorzugte die Volksrepublikanische Partei, die den ständigen Versuch unternimmt, Katholizismus und politische Linke auf eine gemeinsame Ebene zu bringen.

Zweifellos gewann auf diese Weise die französische Kirche erheblich an Dynamik. Sie betrachtete sich selbst als die fortschrittlichste und hoffnungsvollste Europas, ohne jedoch den Versuch zu unternehmen, über die Grenzen ihres eigenen Landes hinaus wirksam zu werden. Die Liturgie erfuhr eine sichtbare Belebung, d. h. die Gemeinde, aktiver geworden, empfand das Bedürfnis, sich unmittelbar am Gottesdienst zu beteiligen. In den atheistischen Schichten, die in Frankreich weit verbreitet sind, wuchs die Achtung vor der Kirche. Es gelang ihr wohl auch da und dort, bis in die Arbeiterkreise hinein, den erloschenen Glauben neu zu wecken, besonders bei der Jugend.

Diesmal kam der politische Störungsfaktor von der Linken. Mit erstaunlicher Verspätung entdeckten plötzlich nach dem Zweiten Weltkrieg katholische Intellektuelle den Marxismus. Sie glaubten, das Christentum müsse eine marxistische Sprache sprechen, um von den Arbeitern verstanden zu werden, allerdings ohne den marxistischen Materialismus zu übernehmen. Es entstand so eine inzwischen wieder eingeschlafene Bewegung der „fortschrittlichen Christen“, die sich sehr schnell in eine kommunistische Tarnorganisation verwandelte und damit wirkungslos wurde. Ihr folgte eine in katholischen Intellektuellenkreisen besonders stark verbreitete neutralistische Einstellung mit Ablehnung der Europapolitik und der gesamten Aktion der Volksrepublikanischen Partei. Diese so gut wie restlos aus dem Bürgertum hervorgegangenen Elemente bekannten sich zudem vorbehaltlos zum Proletariat und erklärten mehr oder weniger deutlich die bürgerliche Gesellschaft als überholt und politischen Interesses nicht mehr würdig.

Organe dieser äußersten Linken des französischen Katholizismus sind hauptsächlich die Monatszeitschrift „Esprit“, mit einigen Vorbehalten das Wochenblatt „Témoignage Chrétien“ und teilweise auch die neutralistische Wochenzeitung „L'Observateur d'Aujourd'hui“. Die katholische Begeisterung für den Marxismus griff auch auf religiöse Orden über. Einige Dominikaner gründeten unter dem Namen „Economie et Humanisme“ eine Studiengruppe, die sich zeitweise dem Kommunismus stark annäherte, inzwischen aber ihren Kurs wieder änderte. Eines ihrer führenden Mitglieder, das den Orden schließlich verließ, zählte in den ersten Nachkriegsjahren zu den besten Kennern des Marxismus. Bedenklich stimmen mußte das mangelnde Empfinden eines Teiles der französischen Katholiken, einschließlich einiger Geistlicher, für die grundlegende Unvereinbarkeit von Christentum und Marxismus.

In diesen Linkskreis wurden sehr schnell die aus anderen Gründen und mit anderer Blickrichtung auf der Bildfläche erschienenen Arbeiter-

priester hineingezogen und auf eine das Experiment zwangsläufig bedrohende Ebene gedrängt. Die ersten Arbeiterpriester begannen ihre Tätigkeit noch während der deutschen Besatzungsperiode mit voller Zustimmung des damaligen Erzbischofs von Paris, Kardinal Suhard. Ihr Ausgangspunkt war ein 1942 von einem Priester veröffentlichtes Buch über die Missionsbedürftigkeit Frankreichs, d. h. über die Notwendigkeit, durch missionarische Methoden die dem Christentum verlorenen Massen zurückzugewinnen. Im Laufe der Jahre erhöhte sich die Zahl der Arbeiterpriester auf nicht ganz 100. Ein Teil kam aus den religiösen Orden (Jesuiten und Dominikaner), die Mehrzahl waren junge Pfarrer, die ihre geistliche Laufbahn als Fabrikarbeiter beginnen wollten. Die Öffentlichkeit wurde auf sie erst spät aufmerksam, hauptsächlich in Zusammenhang mit ihrer rein politischen Tätigkeit. Um restlos das Vertrauen der Arbeiter zu gewinnen, traten die Priester in Gewerkschaften ein, in erster Reihe in kommunistische Verbände. Die christlichen Gewerkschaften lehnten sie meistens als kompromittierend ab. Ihre Schulung machte sie natürlich für Funktionen innerhalb der Betriebsräte und auch der Gewerkschaftsbewegung besonders geeignet.

Ihre Beteiligung an öffentlichen Manifestationen ergab sich fast zwangsläufig. Sie wollten der Arbeiterschaft bis zum äußersten ihre Solidarität beweisen. Gewiß, ein Teil der Arbeiterpriester stellte sehr schnell die marxistischen Ideale höher als ihre christliche Missionsaufgabe. Die Mehrheit meinte es damit aber zweifellos bis zum Schluß ehrlich und wurde das Opfer von Überspitzungen und nicht zu vereinbarenden Zielen. Auf die Dauer erwies es sich jedenfalls für alle sachlichen Beobachter als unhaltbar, daß Arbeiterpriester an politischen Versammlungen aktiv teilnahmen, in Zusammenstößen auf Polizisten einschlugen und in öffentlichen Erklärungen die kommunistische Gewerkschaft gegen Staat und andere Arbeiterverbände polemisch verteidigten. Die Bischöfe versuchten lange, ihre Arbeiterpriester zu decken und sie gleichzeitig zur politischen Neutralität zurückzuführen. Sie verrannten sich jedoch in ihrer mehr und mehr marxistisch untermauerten Mission. Am Schluß blieb dann nur die autoritäre Lösung, die vielleicht bei der gegebenen französischen Struktur wieder zu weit ging.

Rom ließ sich bei seiner Entscheidung vorwiegend von religiösen Erwägungen leiten. Der Papst erfuhr mit Entsetzen, daß einige Arbeiterpriester nicht mehr regelmäßig die Messe lasen und im allgemeinen für ihr Priesteramt weder die Zeit noch die erforderliche geistige Ruhe aufbrachten. Darüber hinaus bestand, wohlgemerkt aber nur als ergänzendes Argument, die Befürchtung, daß die Arbeiterpriester in ihrer gegebenen geistigen Isolierung der kommunistischen Doktrin verfallen und von den Kommunisten als Musterbeispiele gegen die Kirche und die westliche Zivilisation ausgebeutet werden. In diesem Zusammenhang ist jedenfalls zu unterstreichen, daß im Augenblick der Beendigung des Experiments nur ein kleiner Teil der Arbeiterpriester die Kirche verließ. Sämtliche Ordenspriester, die politisch vielleicht am weitesten links standen, unterwarfen sich ohne Zögern dem kirchlichen Befehl.

Die Maßregelung einiger Dominikanerpater ist nur indirekt mit den Arbeiterpriestern in Berührung zu bringen. Es spielte dort zunächst ein rein interner Konflikt zwischen dem spanischen Ordensgeneral und der römischen Kurie mit. Rom wünschte die Beseitigung der demokratischen Ordenssatzungen der Dominikaner, der General antwortete darauf mit der Drohung seines Rücktritts. Zur Stärkung seiner Stellung hielt er es für angebracht, der Kurie zu beweisen, daß Autorität mit demokratischen Satzungen nicht unvereinbar ist. Er ersuchte daher die drei verantwortlichen Pater des Dominikanerordens in Frankreich um ihre Demission. Nur einer dieser drei Persönlichkeiten war ein Anhänger der Linkstendenzen, die beiden anderen hatten mit Arbeiterpriestern und ähnlichen Dingen nicht das geringste zu tun. Auch der linksstehende Pater durfte seine bisherige Tätigkeit fortsetzen. Der General erklärte sogar, daß er gegen seine spätere Wiederwahl als Provinzial keine Einwendung habe. Den drei weiterhin betroffenen, als Journalisten in Erscheinung getretenen Theologieprofessoren nahmen besonders die französischen Bischöfe übel, nach ihrer Niederlage in Rom in der Angelegenheit der Arbeiterpriester ihre theologischen Behauptungen über die Unvereinbarkeit der Fabrikarbeit mit der Priestermission ebenfalls theologisch bestritten zu haben. Man darf dabei nicht übersehen, daß es die französischen Bischöfe waren, die Rom um ein Eingreifen gegen den Dominikanerorden ersuchten, und sollte aus einer vorwiegend innerkirchlichen Angelegenheit nicht allzu leichtfertig eine Prinzipienfrage machen.

Die Wogen glätteten sich inzwischen, für die Arbeitermission werden andere Formen gesucht, ein maßgebender Vertreter der Linksintellektuellen, der Chefredakteur der Zeitschrift „Esprit“, bekundete öffentlich sein Verständnis für die politischen Notwendigkeiten des Vatikans, der auch die Kirche jenseits des Eisernen Vorhanges zu verteidigen hat. An den grundlegenden Spannungen innerhalb des französischen Katholizismus änderte sich jedoch wenig. Sie dürfen übrigens als konstruktiv betrachtet werden, da sie den Weg einer nicht zu unterschätzenden inneren Erneuerung ebnen.

Es ist was Gewaltiges um den Gegensatz der Welt, und die zweiundneunzigste Nacht der arabischen Märchen weiß davon zu berichten. Wenn der König von Serendib auf seinem weißen Elefanten ausreitet, so ruft der vor ihm sitzende Hofmarschall von Zeit zu Zeit mit lauter Stimme: „Dies ist der große Monarch, der mächtige und furchtbare Sultan von Indien, welcher größer ist als der große Salomo und der große Maharadscha waren!“ Worauf der hinter Seiner Majestät hockende Erste Kammerherr ruft: „Dieser große und mächtige Monarch muß sterben, muß sterben!“ Und der Chor des Volkes antwortet: „Gelobt sei der, der da lebt und nie stirbt!“

Wilhelm Raabe, „Abu Telfan“

Festtage im Tessin

Ein Kapitel schweizer Geschichte

Trommelwirbel . . . Der Dorfbarbier läßt die Schlegel kreisen, hinter ihm die Dorfmusik, die Fahnen, die Feuerwehr und die Zöllner — wir sind in Morcote, nahe der Grenze Italiens, nahe der anmutigen Gartenlandschaft Vareses, die Stendhal einst entzückte. Alle in schmucken Uniformen, dann die Fischer und Weinbauern und die Frauen, fast wie zur Prozession. Kinder und Hunde wollen auch nicht fehlen, wenn das Dörflein die 150jährige Unabhängigkeit des Tessiner Kantons festlich begeht. Auf dem alten Dorfplatz, vor der kleinen Kapelle, zu der jetzt des Abends täglich die Andächtigen gehen, unter dichtbelaubten Kastanien ist die Ehrentribüne.

Nun lauschen die Dörfler der Erzählung von der Geschichte ihres Kantons, ihres Dörfleins, und ihre Augen leuchten stolz auf.

Schon im 12. Jahrhundert bewiesen die Täler von Blenio und Levantini ihren rebellischen Geist. Vögte und Feudalherren wurden vertrieben, und die Gemeinden schwuren sich gegenseitige Hilfe. Als im 13. Jahrhundert der Handel immer stärker über den St. Gotthardt flutete, kam das Tessin in den Machtbereich der Herzöge von Mailand, aber schon 1402 vertrieben die Urner die Herzöge aus dem Livinental. Erst 1422 konnten die Mailänder Herrscher Bellinzona zurückerobern, doch dauerte die Freude nicht allzulange. Wieder und wieder erhoben sich die Schweizer, um dann 1473 bei Giornico die Lombarden endgültig zu schlagen. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts bildeten sich die acht ennetbirgischen Vogteien, die den alten Landgemeinden unterstanden. Das Livinatal kam zu Uri; Blenio, Riviera und Bellinzona zu den Waldstätten, der südliche Teil aber wurde von den alten Landgemeinden gemeinsam verwaltet.

Fast 300 Jahre dauerte dies Abhängigkeitsverhältnis. Erst am 15. Februar 1798 schüttelten die Tessiner die Oberhoheit der alten Landstände ab und erklären sich „frei, aber Schweizer“. Es war eine klare Absage an alle Versuche der von Napoleon in Mailand gegründeten Zisalpinischen Republik, das Tessin zum Anschluß zu gewinnen. Dieser Entscheid für die Freiheit, wo doch alles Brot aus der Lombardei kam und die Bevölkerung in ihrer Mehrheit italienisches Blut in ihren Adern hatte, ließ sogar das „Helvetische Direktorium“ in Bern aufhören. Es schrieb an die provisorische Regierung in Medrisio: „Ihr habt eine arme, noch von vielen Gefahren umgebene Heimat einer blühenden Republik vorgezogen. Wir danken Euch.“

Schwer war der Beginn. Acht Gemarkungen, verschieden in Gesetzen, Bräuchen und Sitten, von Zöllen getrennt, mußten sich zusammenleben.

Das ging nicht ohne innere Schwierigkeiten vor sich. Gleich zu Beginn ein Streit um den Vorort: Bellinzona oder Lugano. Erst 1814 fand man eine gewisse Lösung: Bellinzona, Locarno und Lugano wechselten sich als Vorort ab, bis dann 1878 Bellinzona endgültig Hauptstadt des Kantons wurde.

Spannungen tauchten in Verfolg der Französischen Revolution auf. Da gab es die Jakobiner mit ihren französischen Ideen, die *moderati*, die zwar den Anschluß an Helvetien, doch ohne große Reformen wollten; und endlich die sogenannten Patrioten, die den Anschluß an die Zisalpinische Republik in Mailand propagierten. Die Leidenschaften schlugen hohe Wellen, so daß die italienische Schweiz zur französischen Versammlung in Paris 1802 einen Luzerner abordnen mußte. Trotzdem ging der Aufbau des Kantons weiter. Im Jahr 1804 wurde die Volksschule obligatorisch eingeführt, man schuf Statuten für Finanzen, Münzwesen und Volksgesundheit. Ein vorbildlicher Straßenbau erregte bald die Bewunderung der übrigen Kantone.

Als Grenzkanton gegen Italien fanden alle dortigen Bewegungen ihren Widerhall im Tessin. Politische Flüchtlinge strömten ins Land und brachten mancherlei diplomatische Verwicklungen mit sich, vor allem, nachdem 1821 die Aufstände in Neapel und Sizilien zusammengebrochen waren. Italienische Freiheitskämpfer sandten aus den Druckereien Luganos und Capolagos ihre politischen Schriften nach Italien, um das Volk zum Unabhängigkeitskampf gegen Österreichs Herrschaft aufzuputschen. Giuseppe Mazzini, der Gründer des „Comitato rivoluzionario europeo“, schrieb hier seine feurigen Appelle an die geknechteten Völker. Die Liberalen des Kantons standen den Bestrebungen freundlich gegenüber, und der Kreis der Kämpfer hatte seine Bindungen in Genf, Paris und London. Vergebens waren alle Proteste Metternichs bei den kantonalen Behörden. Und als reaktionäre Regierungskreise an eine Auslieferung der Emigranten dachten, erhoben sich die Liberalen und stürzten 1839 die Regierung. Es waren noch Männer, die zu ihren Worten und Ideen mit Taten standen. Sie bildeten eine Regierung, die der europäischen Reaktion Trotz zu bieten wagte. Erst nach langem Widerstand, wobei die Lombardei dem Tessin alle Zufuhren sperrte, wies man Mazzini aus.

Im Tessiner Volk liegt ein ausgesprochen demokratischer, föderalistischer Zug. Schwerer Kämpfe bedurfte es, bis endlich 1830 die demokratische Verfassung des Kantons feststand. 4000 Exemplare einer Schrift zur Verfassungsreform hatte Stefano Franscini im Volke verteilen lassen. Mit der Verfassung wurden die Trennung der Gewalten und die Pressefreiheit eingeführt. Noch gab es scharfe politische Zusammenstöße, wie den liberalen Aufstand von 1839, die Gegenrevolution von 1841, die Auseinandersetzung wegen der Säkularisierung der Klöster, doch immer stetiger wuchs das Tessin auf der Grundlage eines gesunden Föderalismus zu jenem Kanton einer reichen italienischen Kultur, der heute das Entzücken der Schweizer und ausländischen Künstler bildet. Stolz darf auch das kleine Dörflein auf seine Geschichte, die in die Geschichte des Kantons eingeschlossen ist, am Tage der Unabhängigkeitsfeier sein.

Über den Selbstmord

Der Selbstmord ist ein Thema, dem gegenüber sich eine letzte Scheu und Befangenheit nie ganz verliert. Mag einer gläubig oder nichtgläubig sein, mag seine Glaubenserwartung sich auf dieses oder jenes Ziel richten — angesichts des Selbstmordes wird es ihm immer schwerfallen, mit ruhigem Gemüt und Gewissen ein glattes Ja oder Nein zu sprechen. Darin verrät sich, daß es sich hier um ein in sich tief zweideutiges — und eben deshalb stets von neuem frag-würdiges — Phänomen handelt.

Fest steht zunächst dies: Der Selbstmord ist in betontem Sinn eine humane Angelegenheit. Denn allein der Mensch verfügt über die beiden Vorbedingungen, deren Zusammentreffen solches Tun ermöglicht. Dazu gehört nämlich einmal — und das schließt alle rein geistigen Wesen mit Gott an der Spitze von der Möglichkeit des Selbstmordes aus — eine körperliche Existenz, deren Auslöschung in der Macht des Täters steht. Weiter aber gehört dazu die Fähigkeit der Reflexion, die es dem Selbstmörder erlaubt, geistig aus seiner Körperlichkeit herauszutreten, sie sich gegenständig und so erst praktisch verfügbar zu machen. Nie ist ja der Selbstmord, mag er auch in der Vernichtung des physischen Daseins bestehen, ein rein physischer Vorgang und allein aus körperlichen Zuständen erklärlich. Das zeigt deutlich das Verhalten der Tiere. Schmerz und Krankheit sind ihnen nicht fremd, Zustände also, die das Leben bedrängen und zur Last machen mögen. Auch fehlt es ihnen nicht an der rein physischen Möglichkeit, sich selbst zu töten, etwa durch Ertränken oder durch Verhinderung der Atmung. Doch kein Tier kommt in die Versuchung, davon Gebrauch zu machen und Selbstmord zu begehen. Denn es bleibt ständig der Gefangene seiner Körperlichkeit und kann nicht aus deren schlechtem Befinden den Schluß ziehen, das physische Leben sei zu verneinen. (Die scheinbaren Ausnahmen — etwa das Verhalten der Lemminge oder das des Hundes, der nach seines Herrn Tode zu fressen aufhört — erweisen sich bei näherer Prüfung als Angstreflexe oder Instinkt-Reaktionen auf Umweltänderungen, die sich nicht mit dem Selbstmord gleichsetzen lassen.)

Als spezifische Möglichkeit des Menschen ist der Selbstmord zugleich Ausfluß und äußerste Betätigung von dessen Freiheit. Ins Dasein „geworfen“, bestimmt der Mensch nicht über den Beginn seiner Existenz. Doch hat er selbst darüber zu entscheiden, ob und wie er diese übernimmt und verwirklicht. Was solcher Wahl besonderes Gewicht gibt, ist dies, daß sie angesichts des unausweichlich, obzwar nach Wann und Wie unbestimmt bevorstehenden Todes geschieht. Ihm gegenüber nun besitzt

der Mensch gleichsam einen Überschwang an Freiheit. Es steht nämlich nicht nur bei ihm, sich eigentlich oder uneigentlich zum „natürlichen“ Tode zu verhalten. Er hat es außerdem in seiner Macht, den Tod selbst herbeizuführen, freilich um den Preis der gleichzeitigen Vernichtung seines individuellen Daseins. Im Selbstmord überschreitet der Mensch gleichsam die Grenzsituation des Todes, die zeitlebens seine Existenz entscheidend grundiert, und vollzieht einen Akt der Freiheit, dessen Absolutheit ihn von allen sonstigen freien Entscheidungen wesensmäßig unterscheidet.

Das heißt nun freilich keineswegs, daß der tatsächliche Vollzug des Selbstmordes „grundlos“ und völlig willkürlich geschehe. An einem Motiv fehlt es in keinem Fall. Allerdings braucht es nicht immer rein persönlicher Art zu sein. Es kann sich jemand das Leben nehmen, nicht weil sein eigenes Dasein unerträglich geworden ist, sondern etwa weil ihm der Weltzustand im ganzen mißfällt. Man denke an Dostojewskis Iwan Karamasoff, dem das Leiden unschuldiger Kinder so ungeheuerlich vorkommt, daß es sich nicht einmal durch die Harmonie eines künftigen Jenseits ausgleichen lasse, und der sich versucht fühlt, sinetwegen Gott die „Eintrittskarte ergebenst zurückzugeben“. Allein auch ein solches scheinbar allgemeines Motiv hat seine höchst persönliche Seite, und sie ist es, genau besehen, die schließlich zum Selbstmord drängt. Denn offenbar genügt dazu die theoretische Einsicht in einen Defekt der Weltordnung keineswegs. Vielmehr muß dieser — wirkliche oder vermeintliche — Defekt den Selbstmörder so unmittelbar angehen, daß er ihm den Geschmack am eigenen, sonst unangefochtenen Dasein vergällt. „Je suis dégouté de tout“ — dieses Abschiedswort, das Klaus Mann von einem Freunde, der sich selbst tötete, berichtet, ist in solchen Fällen die ehrlichste Begründung, die sich geben läßt. Und wer könnte überhören, daß hier das „Ich“ ebenso betont ist wie das „Alles“?

Schließt somit der Selbstmord, dieser äußerste Akt metaphysischer Freiheit, die tatsächliche Motivation keineswegs aus, so bleibt doch auch in seinem empirischen Vollzug das Element der Freiheit unverkennbar wirksam, wenngleich in negativer Weise. Fest steht nämlich, daß sich von Selbstmord nur dort reden läßt, wo der Mensch sich auch anders hätte entscheiden können, nie aber dort, wo er unter unwiderstehlichem Zwange gehandelt hat. Es mag Grenzfälle geben, in denen einem Zweifel kommen. War Sokrates, als er den Schierlingsbecher trank, ein gehorsamer Sohn seiner Polis, der deren Urteilsspruch, ob gerecht oder ungerecht, mit gelassener Treue an sich selbst vollstreckte, oder ein verkappter Selbstmörder, der die ihm von Freunden angebotene Möglichkeit der Flucht aus freien Stücken ausschlug? Wer das zweite annähme, könnte die innere Überlegenheit des sterbenden Philosophen als schönes abendländisches Beispiel für die metaphysische Würde des „Selbstmordes“ betrachten. Die meisten werden aber den geistigen Zwang, den das Urteil auf Sokrates übte, für ausreichend halten, hier den Begriff des Selbstmordes auszuschließen. Außer jedem Zweifel ist die Situation, wenn etwa ein starker Mann einem schwachen einen Revolver in die Hand zwingt und dessen Finger zum Abschluß ins eigene Herz lenkt. Niemand wird hier von

Selbstmord sprechen, sondern jeder begreifen, daß sich ein Mörder seines Opfers als Werkzeug zu dessen eigener Vernichtung bediente. Man sieht, wie unlöslich auch im tatsächlichen Bereich die Möglichkeit des Selbstmordes mit der menschlichen Freiheit verbunden ist: Fehlt diese, so fällt auch jene dahin.

Muß angesichts dieser Verbundenheit nun aber nicht die sprachliche Bezeichnung des Vorganges, durch den jemand sein eigenes Dasein beendet, auffallen und befremden? Die Freiheit gilt doch als das eigentliche Privileg und Vorrecht des Menschen, das seine Stelle in der Rangordnung der Lebewesen bestimmt. Sollte man nicht erwarten, etwas von dieser Auszeichnung müsse sich auch in der Benennung eines mit ihr so eng verknüpften Vorganges widerspiegeln? Statt dessen bietet die deutsche Sprache dafür das Wort „Selbstmord“ an. Anders als in dem wertneutralen, bei Franzosen und Engländern gebräuchlichen und auch von der Ärztesprache verwendeten Ausdruck „Suicide“ enthält das deutsche Wort unüberhörbar einen abschätzigen Beiklang. Denn es rückt den gemeinten Tatbestand in gedankliche Nähe zum Mord, also zu jener „Meintat“, die jedem natürlichen Empfinden recht eigentlich das Muster des Abscheulich-Verwerflichen ist. Birgt also der Selbstmord ein Moment des Verbrechenrischen? Eignet der Freiheit, die der Mensch damit betätigt, jene Zweideutigkeit, die Dostojewskis Großinquisitor zu der Feststellung veranlaßt, es gebe für den Menschen nichts Verführerisches, aber auch nichts Quälenderes als die Freiheit seines Gewissens?

Als Betätigung absoluter Freiheit ist der Selbstmord allemal ein höchst persönlicher Akt. Er entstammt radikaler Einsamkeit und bildet den Heraustritt aus aller Kommunikation. Eben dadurch gewinnt er den Charakter des Ungehörigen für alle Betrachtungen, die vom Sozialen ausgeht. Wer ihn als Verbrechen versteht, unterstellt ihn zunächst einer juristisch-innerweltlichen Kategorie. Er beurteilt den Selbstmörder aus dem Blickpunkt einer Sozietät, der sich jemand selbstherrlich entzieht. Es liegt in der Logik solcher Einschätzung, den Selbstmord als strafbares Delikt anzusehen. Bleibt es beim Versuch, so kann der Täter selbst bestraft werden, ähnlich wie jemand, der sich, etwa als Soldat, einer Pflicht durch Selbstverstümmelung entzieht. (So ist es heute noch in manchen angelsächsischen Rechtsordnungen.) Gelang der Selbstmord, so bleibt nur der Leichnam als mögliches Objekt von Straftaten übrig. Und wirklich sind solche in Form entehrender Verunstaltungen nicht selten vollzogen oder ist mindestens dem Selbstmörder das „ehrliche“ Begräbnis versagt worden, um ihn, der sich der Gemeinschaft der Lebenden entzog, auch aus jener der Toten auszuschließen. Man ist solchen äußersten Konsequenzen freilich gern durch Bezweiflung der geistigen Gesundheit des Täters ausgewichen — ohne zu merken, daß man damit den Begriff des Selbst-„Mordes“ im strengen Sinne aufhob. Denn Mord heißt im Juristendeutsch bekanntlich nur die Tötung, die zugleich mit Vorsatz und Überlegung geschieht. Wo die Selbsttötung, wie wohl meist, „im Affekt“ oder gar bei geistiger Störung erfolgt, fehlt die Überlegung, so daß höchstens von „Selbsttotschlag“ die Rede sein könnte.

Die juristisch-innerweltliche Verbrechensauffassung des Selbstmordes ist also in sich selbst nicht ganz stimmig, und das verrät, wie wenig sie im Grunde dem beurteilten Vorgang angemessen ist. Bezeichnend ist es, daß die deutsche Sprache für ihn noch eine zweite Bezeichnung besitzt, die deutlich von jener negativen Einschätzung abrückt. Das Wort „Freitod“ ist allerdings wieder auf andere Weise schief und unbefriedigend. Denn einmal verschweigt es das für die Selbsttötung wesentliche Moment des Aktiven, das sie vom passiv erfahrenen „Tod“ unterscheidet. Dann aber erinnert sein Bestandteil „Frei“ auch nicht nur an jene Freiheit, die der sich selbst das Leben Nehmende betätigt, sondern erweckt zugleich die Vorstellung einer „Befreiung“, der jemand durch diese Tat teilhaftig werde. Mit solcher Erwartung aber rückt das Wort „Freitod“, wie Jaspers spöttisch bemerkt, „die Handlung in ein blasses Rosenrot, das wiederum verhüllt“.

Indem also die deutsche Sprache ihren Mangel einer objektiven Bezeichnung durch zwei Worte mit entgegengesetzten Wertakzenten auszugleichen sucht, macht sie die eingangs erwähnte Erfahrung, daß es schwerhält, der Selbsttötung mit einem glatten Ja oder Nein zu begegnen. Ihre Beurteilung ist vielmehr nur im Rückgang zu den „letzten Dingen“ möglich und hängt schließlich allemal von der Auffassung des Verhältnisses zwischen Leben, Tod und etwaigem Jenseits ab. So ist denn auch die im Begriff Selbst-Mord mitschwingende Abschätzung, genauer besehen, nicht allein das Ergebnis der erwähnten rechtlich-soziologischen Faktoren. Entscheidend war für sie vielmehr ihre Sanktionierung durch das Christentum mit seiner Vorstellung vom Menschen als dem Geschöpf Gottes, das im Jüngsten Gericht über sein Dasein Rechenschaft abzulegen hat.

Welch radikalen Bewertungswandel das christliche Menschenbild mit sich gebracht hat, zeigt ein vergleichender Blick auf die Antike. Damals mochte da und dort, etwa im altrömischen Militärstrafrecht, die Selbsttötung vom Standpunkt der sozialen Nutzbarkeit aus verworfen werden. Aber es bestand gegen sie keinerlei religiöse Scheu. Beweis dafür ist die Unbefangenheit, mit der man den Selbstmord auch als Mittel zur Vollstreckung von der Polis verhängter Todesurteile benutzte. Niemand hätte damals angenommen, dieses Verfahren könne das etwaige Urteil der Totenrichter am Eingang zum Hades ungünstig beeinflussen. Und als sich das Individuum von der Polis emanzipierte und größere Selbständigkeit gewann, konnte der Selbstmord für die Philosophen der Spätantike, vor allem die Stoiker, ungescheut zur letzten Zuflucht vor irdischer Bedrängnis werden. Ja er konnte bei Epikur im Glanz eines freigewählten „Sterbens in Schönheit“ leuchten — wovon ein später Widerschein noch in Nietzsches Predigt des „freien Todes“ wieder aufschimmert. Und welch ernststen Trost der stoische Gedanke vom Selbstmord als Zuflucht bedrängten Daseins auch in späterer christlicher Zeit zu spenden vermochte, wie er manchmal geradezu die Kraft zum Ausharren über sich hinausheben konnte, zeigt etwa Friedrichs des Großen Haltung im Siebenjährigen Kriege.

Diese Unbefangenheit vor dem Selbstmord ist auch im Alten Testament anzutreffen. Wenn sich Saul und sein Waffenträger nach unglücklichem Kampfe mit den Philistern ins Schwert stürzen; wenn Absaloms Ratgeber, dessen Mahnung nicht gehört wird, sich aufhängt; wenn ein aufrührerischer Heerführer beim Herannahen übermächtiger Gegner sich in der eroberten Königsburg verbrennt — so wird all das ruhig und ohne jeden Akzent der Mißbilligung berichtet. Darin bekundet sich die rein diesseitige Weltanschauung eines Volkes, dessen ihm von seinem Gott gegebene Verheißung dahin geht, daß „es dir wohlgehe und du lange lebest auf Erden“. Wenn auch das Neue Testament an der einzigen Stelle, wo es einen Selbstmord erwähnt, dem kurzen Bericht keine Bewertung beifügt, so ist dies damit nicht ohne weiteres gleichzusetzen. Denn hier ist der Selbstmörder Judas Ischarioth, den schon sein Name als „Sohn des Verderbens“ ausweist und bei dem eine besondere Kennzeichnung seines Endes sich deshalb erübrigte, weil seine ganze Existenz mitsamt ihrem Abschluß unter der Verfluchung des Verräters Jesu steht.

Der mit diesem Verrat anhebende Kreuzweg dessen nun, der dem Christentum zum Erlöser vom Fluch der Erbsünde und zum göttlichen Vorbild des Lebens wurde, mußte einen Wandel in der Auffassung von der Bestimmung des Menschen und folgeweise eine veränderte Einstellung zum Selbstmord bewirken. In der Nachfolge Christi erschien das Leiden als Mittel der Läuterung und seine Erduldung als Prüfung des Menschen, der so schon auf Erden die Urschuld seines Geschlechts ganz oder teilweise abtragen durfte. Solchem Leiden sich durch den Selbstmord entziehen bedeutete das Versagen vor der von Gott auferlegten Bewährungsprobe. Wer aber gar Selbstmord beging, um angesichts einer als unvollkommen empfundenen Welteinrichtung Gott „die Eintrittskarte zurückzugeben“ oder um, wie der Ingenieur Kirilloff in Dostojewskis „Dämonen“, durch sein Tun „Eigenwillen zu beweisen“, der war nicht nur ein Feigling, sondern ein Empörer. Denn er maßte sich damit eine Kritik der für den Christen aus Gottes unerforschlichem Ratschluß stammenden Schöpfungsordnung an oder wiederholte das Verbrechen, das einst Luzifers Sturz aus den himmlischen Rängen nach sich gezogen hatte. Auch der Christ, der das Dasein als Prüfung versteht und in Furcht und Zittern das göttliche Urteil bei der Wiederkunft des Herrn erwartet, wird freilich zugeben müssen, daß Gottes Gnade sich auch des Selbstmörders erbarmen mag. Doch er wird es als Vermessenheit ansehen müssen, wenn jemand darauf rechnen und im Vertrauen darauf sein Leben von sich werfen wollte.

Es ist diese Auffassung vom Bewährungs-Charakter des Erdenlebens in der Nachfolge Christi, die entscheidend dazu beigetragen hat, die antike Duldung, ja gar wohlwollende Empfehlung des Selbstmordes durch die Vorstellung seiner Ungehörigkeit und Verwerflichkeit zu verdrängen. Auch nach der Säkularisierung der religiösen Impulse wirkte die christliche Auffassung dort weiter, wo man den Selbstmord mit philosophischer Begründung als Verbrechen verstand. So ist beispielsweise ihr Nachhall bei Kant herauszuhören, wenn er in seiner Tugendlehre die Selbsterhaltung als erste Pflicht des Menschen gegen sich selbst statuiert und das Verbrecherische

der „willkürlichen Entleibung seiner selbst“ folgendermaßen begründet: „Über sich als bloßes Mittel zu einem beliebigen Zweck zu disponieren, heißt die Menschheit in seiner Person abwürdigen, der doch der Mensch zur Erhaltung anvertrauet war.“ Offensichtlich ist hier die Idee der „Menschheit“ an die Stelle Gottes gerückt, dessen Bild der Christ in der Nachfolge des Gekreuzigten in sich zu wahren hat. Aber jedermann spürt, wieviel die Argumentation dadurch an Zugkraft verloren hat. Wer an die persönliche Verantwortung vor Gott glaubt und im Angesicht des himmlischen Richters lebt, der über seinen Erdenwandel und die rechte Benutzung seiner Prüfungen Rechenschaft fordern wird, der kann in der Versuchung zum Selbstmord nur Teufelswerk sehen und entnimmt das stärkste Motiv, ihr zu widerstehen, eben seiner Jenseitserwartung. Wen aber könnte, wenn er zur Selbsttötung entschlossen ist, der Gedanke an die in seiner Person inkarnierte „Menschheit“ zurückhalten?

Die antike und die christliche Auffassung des Selbstmordes, in ihrer Verschiedenheit bis heute weiter wirkend, haben gleichwohl eines gemeinsam, nämlich die Vorstellung, der Mensch habe nur *ein* Leben auf Erden zu leben und entscheide darin auch über sein Geschick im Jenseits. Anders denkt bekanntlich die herrschende Meinung Asiens. Mag sie mehr zum Glauben an Seelenwanderung oder zur Lehre von der Wiederverkörperung karmischer Kräfte neigen — jedenfalls ist das Dasein für sie je nur ein Glied in einer Kette von Reinkarnationen, die erst zusammen Schuld und Vergeltung nach strenger Notwendigkeit ausgleichen. Nicht gezwungen, im einmaligen Dasein für Erlösung oder Verdammnis vorzusorgen, kann sich hier der Mensch, da er viele Erdenwege vor sich hat, im Streben nach Verbesserung des Karmas Zeit lassen. Das einzelne Erdenleben ist nicht entscheidend wichtig. Wer es selbst beendet, bricht nur einen unter vielen Versuchen zur Erlösung ab, weil er ihm nicht mehr aussichtsreich erscheint, kann aber, wenn er sonst während seines Daseins gutes Karma ansammelte, ihn das nächstemal vielleicht sogar unter besseren Bedingungen wiederaufnehmen.

Dem Selbstmord haftet für den Asiaten somit keinerlei Makel an — woraus sich erklärt, warum er da und dort, etwa im Harakiri des japanischen Samurai oder in der Selbstverbrennung der indischen Witwen, sogar von der Sitte gefordert wurde. Andererseits jedoch kommt ihm auch kein besonderer Wert im Sinne einer positiven Befreiung zu. Der Selbstmörder, der sein konkretes Leben beendet, verneint damit nämlich keineswegs das Leben überhaupt und jenen Lebensdrang, der das Rad der Wiedergeburt immer wieder in Schwung setzt. Wäre dieser in ihm erloschen, so würde er das Leid, das ihn jetzt aus seinem diesmaligen Dasein drängt, vielmehr als natürliche Mitgift des Menschen wie alles Irdischen erkennen und durch Askese, Verzicht und Opfer zu überwinden trachten. Wem nach der Heilslehre des Buddha das Wissen vom Leide den „Durst“ der Begierden gestillt und den Weg zum Nirvana gewiesen hat, für den ist der Selbstmord keine Versuchung mehr. Läßt er, völlig zur Begierdelosigkeit erwacht, die Hülle eines nur noch ausschwingenden Daseins selbst fallen, indem er sich zu Tode hungert, so ist das, genau genommen, keine aktive Selbsttötung, sondern nur die passive Verweigerung der Selbst-

erhaltung, nämlich der Nahrung, durch die sich das physische Dasein fristet.

Auch dort also, wo keinerlei Tabu-Vorstellungen gegenüber dem Selbstmord bestehen, verheißt die gewaltsame Beendigung des eigenen Lebens keinen positiven Gewinn, sondern höchstens einen negativen: die Beseitigung der Schwierigkeiten des konkreten physischen Daseins um den Preis seiner Vernichtung. Kann dieser aber nicht wenigstens den Materialisten zum Selbstmord verlocken, für den mit dem Tode alles aus ist? Kann ihm das ihn erwartende Nichts, so oft mit traumlosem Schlaf verglichen, nicht „ein Ziel, aufs innigste zu wünschen“ werden, da ihn ja nicht wie Hamlet die Sorge quält, was in dem Schlaf für Träume kommen mögen? Dennoch wird gerade der Materialist sich nicht leicht zum Selbstmord entschließen. Nicht nur, weil ihm das Leben — eben angesichts des folgenden Nichts — das einzig Wirkliche dünkt, sondern auch, weil es von Natur aus mit zwei mächtigen Sicherungen gegen seine vorzeitige Preisgabe ausgestattet ist: dem Willen zum Dasein, Dableiben, der seine Zähigkeit oft gerade unter widrigen Umständen überraschend bewährt, und der Angst vor dem Sterben, deren praktische Überwindung um so schwerer fällt, je realer einem das Erdenleben erscheint.

Nur übermächtige, alle Hindernisse niederbrechende Motive können also einen Menschen veranlassen, sich selbst das Leben zu nehmen. Sie müssen jeweils genau der Individualität angepaßt sein, auf die sie wirken. Daher bleiben alle Versuche von Soziologie und Statistik, den Selbstmord als gesellschaftliche Erscheinung zu erfassen und einzuordnen, trotz manchen interessanten Feststellungen mit einer unaufhebbaren Unzulänglichkeit behaftet. Denn der Selbstmord ist nun einmal zutiefst kein gesellschaftlicher, sondern ein wesenhaft einsamer Vorgang; jeder „Fall“ teilt das Geheimnis der Individualität und ist nur aus seinen eigenen Voraussetzungen zu enträtseln. Dennoch zeigt geschichtliche Betrachtung über größere Zeitstrecken hinweg, daß auch das Phänomen des Selbstmordes gewisse Schwankungen des „Zeitstiles“ aufweist. Man denke etwa an die Wollust des Todes, womit die Epoche der Empfindsamkeit Goethes „Werther“ begrüßte und mit einer wahren „Mode“ von Selbstmorden beantwortete, und frage sich, ob dergleichen heute auch möglich wäre.

Vielleicht kann man diese Schwankungen im groben am ehesten erklären, wenn man sich an die Faustregel Schopenhauers erinnert, daß Langeweile und Not die beiden großen Bedränger des Daseins seien, die den Menschen nicht zu Ruhe und Behagen kommen lassen. Versteht man sie weit genug, um der Langeweile ebenso den durch das ewige Gleichmaß des Tages empörten Spleen wie den Ekel über die Wiederholung und Abnutzung höchster menschlicher Freuden beizuzählen, der Not aber äußere Drangsal ebenso wie die ärgsten Beklemmungen von Seele und Gewissen, so ergeben beide eine globale Abwechslung im Vorherrschen der Selbstmord-Motive. Die Gegenwart stünde dann ersichtlich im Zeichen der Not, die Werther-Zeit im Zeichen der Langeweile. Und die auffällige Feststellung der Statistik, daß Epochen verbreiteter und intensiver Mißstände wie Kriege, Seuchen, Revolutionen und dergleichen die Häufigkeit der Selbstmorde nicht, wie man erwarten sollte, zu steigern, sondern viel-

mehr zu mindern pflegen, wäre dann aus einer gegenseitigen Neutralisierung von Not und Langeweile zu erklären: Der Mensch fände während der äußeren Bedrängnis einfach keine Zeit, zu „sich“ und damit zum möglichen Selbstmord zu kommen. Und das Emporschnellen der Selbstmordkurve beim Nachlassen der Bedrängnis entspräche dann gleichsam einem „Nachholbedarf“ an Selbstbesinnung.

Doch man braucht solch allgemeine Überlegungen nur ein wenig zu verfolgen, um zu merken, wie ungriffig sie dem Vorgang des konkreten Selbstmordes gegenüber sind. Mag die generelle „Anfälligkeit“ bald mehr auf diese, bald mehr auf jene Motivation ansprechen — sie genügt nie, um einen Menschen wirklich aus dem Leben gehen zu lassen. Dazu bedarf es jeweils einer ganz persönlichen Konstellation von Beweggründen, und die „Konstruktion“ solcher Konstellationen wirkt selbst dann abstrakt, wenn sie der psychologischen Feinheit und Erfahrung eines Jaspers entstammt. So gut wie nie ist ja der Selbstmord das Ergebnis kühler Kalkulation, meist vielmehr entprungen einem Sturm widerstreitender übermächtiger Impulse, die den letzten Widerstand des Lebenswillens erstickten.

Nur wer diesen letzten einsamen Kampf in der Brust eines Selbstmörders in allen Einzelheiten nachzuerleben vermöchte, könnte hoffen, das Drama und Geheimnis eines solchen Endes wirklich zu durchdringen. Wem das aber gelänge, der könnte — möchte seine grundsätzliche Beurteilung des Selbstmordes sein wie immer — nicht verkennen, daß der, welcher einen solchen Ausweg aus dem Dasein wählt, jedenfalls ein unglücklicher Mensch in einer Situation der Rat- und Hilflosigkeit ist. Diesen schlechthin einem Verbrecher gleichzuachten, werden gerade in ernstesten Zeiten, wie der Gegenwart, nur die wenigsten die innere Legitimation besitzen. Und so bleibt das menschlich einsichtigste Wort, das zu diesem zwiespältig-fragwürdigen Thema sich sagen läßt, ein Satz von Goethe — nicht dem Stürmer und Dränger, der den „Werther“ schrieb und dann selbst über dessen Wirkung bestürzt war, sondern dem weise gewordenen Greis. Der schrieb seinem Freunde Zelter, als dieser ihm vom Selbstmord seines Stiefsohnes berichtet hatte: „Wenn das *taedium vitae* den Menschen ergreift, so ist er nur zu bedauern, nicht zu schelten.“

Vergeblich würden alle freien Gesetze und tot alle Rechte sein, wenn wir unsere gefährlichsten Zwingherren, die Leidenschaften des Neides, des Hasses, des Stolzes und die Unsitte jeglicher Art in unserer eigenen Brust nicht zu bekämpfen vermöchten. Denn wer der Knecht seiner eigenen Leidenschaft ist, fällt zuletzt jeder Art von Knechtschaft anheim.

Gottfried Keller

Neue Denkwort (II)

Ich habe am meisten von denen gelernt, die gar nicht die Absicht hatten, mich zu belehren, und scheinbar nur für sich selbst aus ihrem Leben das Beste zu fördern gedachten. Um so schärfer gab ich auf jene acht, die mich mit ihren Lehren bedrängten, ob ihnen auch die Befugnis zum Lehramt auf die Stirne geschrieben stand.

Wie sie alle die Freiheit im Zwanglosen suchen und damit des Martyriums in der Kelter und der Gefangenschaft im Fasse spotten! Den Zwang in Freiheit zu verwandeln, lehrt uns das Mysterium des Weines.

Wenn dem Revolutionär nicht der Reaktionär auf dem Fuße folgt, pflegt mindestens eine scheußliche Parodie auf seine Ideen das ganze Werk zu beschließen.

Ein Reaktionär ist auf seine Weise Illusionist. Anstatt mit den gegebenen Tatsachen zu rechnen, möchte er sie ungeschehen machen und an die Zeit vor der großen Krise wieder anknüpfen.

Revolutionäre nennt man die neuen Knechte, die die alten nach verpfuschten Ernten vom Acker der Zeit vertreiben. Für ihr Wirken ist zweierlei unerlässlich: ein ergiebiges Saatgut und ein günstiges Klima. Ums erstere müssen sie sich vor ihrem Anschlag rechtzeitig kümmern. Das zweite hängt vom Gott der Geschichte ab.

Wenn Kunst und Wissenschaft nicht mittun, sie mit brauchbarem Saatgut zu versorgen, läßt sich für jede Revolution ein baldiges klägliches Ende voraussagen. Beide ermöglichen ihr, einen gewaltigen, weit über sich hinauswirkenden Schwung zu entwickeln.

Ordnungskoller, Engstirnigkeit und Rechthaberei genügen, um einen davon betroffenen Spießbürger in so unmenschlichen Zustand zu versetzen, daß er es an Grausamkeit fast mit dem Staate aufnehmen kann.

Der Journalismus, von dem Bismarck verärgert behauptete, daß er kein Beruf sei, erweitert unablässig seine Position. Immer wird der journalistische Einfluß auf die Menschen etwas Gewalttätiges haben, auch wenn ein kultivierter Mann eine untadelige Feder führt. Weil der Journalist näher als jeder andere Mensch der Machtsphäre steht, färbt sie

bedenklich auf ihn ab. Dennoch macht ein bestimmter Grad von menschlicher Besorgnis sein Tun und noch mehr sein Lassen ernster und glaubhafter, als wenn er im Gang der Ereignisse den unentwegt Forschen spielt. Stets wird es für ihn ein Problem bleiben, als Reporter auf jene Distanz verzichten zu müssen, die er wiederum als Kommentator des zeitlichen Rohstoffes dringend benötigt. Dieser tägliche Weg vom Zusammentragen bis zum Zusammenschauen ist aufreibend und abnutzend, weil die Zeit, die so erregend durch seine Finger gleitet, ihm nicht gestattet, daß er in ihrem Dienst ins Hintergründige ausweicht. Die Aufgabe des Journalisten wäre dann verfehlt, wenn er versuchte, hintergründigen Extrakt, den er auf geistigem Sektor vorfindet, durch vordergründige Surrogate zu ersetzen und womöglich auch dort noch übereifrig zu artikulieren, wo Schweigen, nichts als Schweigen eine menschenrettende Funktion besitzt.

Es sind die literarischen Dreigroschenjungen, die dem Dichter einen falschen Zeitbegriff aufnötigen wollen. Wenn er sich von ihnen breit schlagen ließe, müßte er auf sein Amt verzichten und es mit dem eines Journalisten vertauschen. Das könnte dieser suspekten Phalanx so passen, den Dichter durch diesen Trick zur Kapitulation zu zwingen und ihm mit seinen geistigen Vollmachten auch seine Verantwortung abzunehmen! Darum kann der Dichter seinen Rang nur durch strenge Formerfüllung verteidigen. Diese allein bewahrt ihm die nötige Integrität und bürgt für seines Werkes Festigkeit und Geschlossenheit, daß auch die feinsten Sonden nichtsnutziger Gescheitheit daran abgleiten müssen. Ein Werk, das durch und durch Form geworden ist, entzieht sich der Diskussion. Müßige Fragen Stellende, die sich wichtig machen, haben meist übersehen, daß bereits im Werk die Antwort gegeben ist, zu der sie den Dichter drängen möchten.

Gegen den ungeheuer anschwellenden Strom von Erfindungen und technischen Neuerungen gibt es keine Dämme, die für eine gewünschte Regulierung bürgten. Selbst wenn auf menschliche Hilferufe der Staat die oberste Kontrolle über alle Erfindungen ausübte, machte man nur den Bock zum Gärtner. Dieses Eingreifen kann das Gewissen der Erfinder nicht wachrütteln, weil sie solange heimlich weitermachten, bis sich der Staat selber in die Heimlichkeiten einschliche und schließlich als ihr Verbündeter die erfinderische Hybris planvoll schürte. Der Staat lebt um seiner selbst willen und scheut sich nicht, jedes noch so unsoziale Mittel anzuwenden, damit er seine Lebensdauer über Gebühr hinauszögere. So steht er als Versucher neben dem Erfinder. Was vom Denker verlangt und erwartet wird, daß er sich seiner Verantwortung nicht entziehe und für jede seiner Thesen hafte, das sollte auch vom Erfinder verlangt und erwartet werden. Solange dieser aber in seiner Besessenheit argumentiert, es führten andere seine Pläne weiter, sobald er seinen Posten verlasse, sind ihm noch nicht darüber die Augen aufgegangen, daß seine Erfolge von Verworfenen ausgebeutet werden.

Hermann Broch und „Der Versucher“

Noch zu wenig ist bisher in das Bewußtsein gerufen worden, in welchem erstaunlichen Umfange aus Österreich seit dem Ende des 19. Jahrhunderts thematisch und sprachlich ganz neue Horizonte des Daseins öffnende literarische Leistungen ausgegangen sind. Über ihnen allen liegt eine Schwermut des Endes, ein höchst sensibles Bewußtsein der Verwandlungskrise, eine seelische und metaphysische Erschütterung, die schöpferisch wurde. In ihnen allen drängt eine neue Weltbegegnung zu völlig gewandelter Optik und Sprache. Blickt man mit geschärfter Aufmerksamkeit zurück, so erkennt man den Einsatz dieser Reihe mit Grillparzer und Stifter — sie mündet in Hugo von Hofmannsthal, Rainer Maria Rilke, Georg Trakl, Franz Kafka, Robert Musil, Hermann Broch. Die größten Namen sprechen für noch viele andere. Es scheint, als ob im österreichischen Schrifttum der geistige Raum weiter, die Empfindungskraft reizbarer, der künstlerische Mut zum Wagnis freier und unbedingter sei. Unzweifelhaft: aus dem geistigen und seelischen Klima dieses Landes kommt ein führender, breit in die internationale Welt ausstrahlender Impuls der deutschen literarischen Entwicklung. Reichtum als Not des Untergangs?

Gerade Hermann Broch hat in seinem ganzen Werk, das das Ästhetische intensiv in die Verantwortung vor der Zeit eingeformt hat, diese Frage mit ethischer Leidenschaft gestellt. Fast scheint sich in seinem Falle zu wiederholen, was schon bei Kafka geschah: vom Ausland empfangen die Deutschen den Ruhm eines ihrer großen Schriftsteller. Und, so fragen wir weiter, wurde schon das Symptomatische der Erfahrung bewußt, daß sich dieses Werk — wie jenes von Kafka und Musil, selbst wie weithin das von Hofmannsthal — im Zeitalter der größten Publizität fast völlig im Verborgenen aufbaute, so daß Broch nach mehr als dreißig Jahren angespannter Arbeit fürchten mußte, umsonst gelebt zu haben? Ein Zweifel, der gerade diesen so unbedingt auf die helfende Tat, auf die Pflicht des künstlerischen Wortes vor dem leidenden Menschen gerichteten Schriftsteller furchtbar treffen mußte. Wie Kafka und Musil erschließt sich auch Broch erst nach seinem Tode — aus dem Nachlaß steigt langsam der Ruhm auf.

Und ist schon begriffen worden, was es für die Geschichte der Formen bedeutet, daß jetzt der Roman, abgelöst von allen seinen geläufigen Bestimmungen, in gewaltigen dichterischen Gebilden zum Kristallisationspunkt eines geistigen Ringens wird, das, tief verflochten in die Verwandlungskrise der Zeit, weit über sie hinausgreift? Der Roman hat jetzt das ernsteste Anliegen der Dichtung übernommen: die Wirklichkeit des Men-

schen so in ihrer Vieldimensionalität bis in die letzten Schichten der Existenz zu durchdringen, daß sich dieser Mensch jenseits der Zeit, jenseits aller Empirie, Psychologie und Kausalität in einer mythischen Positivität, zwischen Tierheit und Göttlichem, zwischen unterpersonaler Bewußtlosigkeit und überpersonaler Bewußtseinstranszendenz erfährt. Seit Nietzsche ringt die Dichtung um die Einheit von Erkenntnis und Schöpfung — Novalis ging ihr darin voraus, und Hermann Broch, dieser von der Dialektik und Multivalenz des 20. Jahrhunderts umgetriebene, bis ins Radikale gerufene Rationalist und Mystiker, hat sich seiner oft erinnert.

Ein romantisches Motiv durchlebt auch seinen letzten, soeben aus dem Nachlaß veröffentlichten Roman „Der Versucher“, von dem hier die Rede sein soll. Romantisch ist das Motiv des magischen Berges, der das Gold hütet, der die Menschen verlockt, damit die Ruhelosen in der Dämonie seiner Tiefen geopfert werden. Er bedeutet Heiligung und Fluch, Zauber, Heimat und Schicksal. In ihm wohnt das Unendliche und Unauslotbare. Romantisch ist die Atmosphäre der archaischen Götter, Sagen und Riten, die seine numinose Wirklichkeit und die tiefere kollektiv-anonyme Existenzschicht seiner Anwohner bedeuten. Romantisch ist auch das musikalische Strömen und Fluten seiner Sprache und ihre paradoxe Struktur, ihre Rhythmisierung des Imaginären. Durch Hofmannsthal, Musil, Broch tritt die deutsche Romantik, vor allem ihre Prosa, in eine neue Phase ihrer Wirkung ein, befruchtet durch umstürzende Erfahrungen der Tiefenpsychologie, die den bisher fest geschlossenen Raum des Daseins bis ins Ungreifbare und Unendliche weiten.

Man nennt noch immer einen fast Unbekannten, wenn man von Hermann Broch spricht. Die Schuld liegt nicht ausschließlich in der politischen Zeit, die diesen österreichischen Industriellen, Wissenschaftler und Dichter, dessen enorme Lebensleistung geradezu enzyklopädisch allen wesentlichen Fragen der Zeit zugewandt war, im Jahr 1938, nach der Haft durch die Gestapo, ins Ausland, zuerst nach England, dann nach Amerika trieb, wo ihm die Universität Princeton bis zu seinem Tode 1951 eine Forschungsaufgabe und ein Asyl bot. Der Tod kam zu früh — er traf ihn zwischen Bergen unvollendeter Manuskripte. Aber auch dies folgt einem geheimen Gesetz: denn Brochs Werk ist in das Unvollendbare hinein geschaffen. Der Roman „Der Versucher“ ist nur der Beginn einer Trilogie. Die Esoterik seines Dichtertums erschließt sich nicht leicht; seine höchst persönliche, höchst differenzierte innere Vielheit eröffnet sich nur aus der Thematik des ganzen Lebenswerkes. Man muß lernen, Broch zu lesen — wie Rilke, Trakl, Kafka oder Musil. Man muß den Mut zum geistigen Experiment haben.

Am Beginn stehen „Die Schlafwandler“, jene Trilogie vom Zerfall der deutschen Welt in den Jahren von 1888 bis 1918, die, 1928 bis 1931 geschrieben, mit einer formal ungewöhnlichen Wendung des Erzählens diesen Zerfall auch unmittelbar in die Sprechweise eingestaltet und so die Auflösung aller Normen und Werte bis in das Individuum hinein auch als Auflösung der sprachlich geordneten Welt demonstriert. Ein sensibler Psychologismus, durchtränkt von der Psychoanalyse, ein brutaler

Naturalismus, philosophische Deduktion und ein ekstatischer Lyrismus stehen brückenlos nebeneinander; man spürt Nachwirkungen des Expressionismus, der für die Prosa nur bei Broch und Döblin voll fruchtbar wurde. In der Gefängniszelle in Aussee reifte der Entschluß zu dem Epos in Prosa, dem „Tod des Vergil“, das in Amerika niedergeschrieben wurde und das man sogleich als eines der merkwürdigsten und bedeutendsten Bücher Europas bisher im 20. Jahrhundert erkannte. Das Außerordentliche dieser Leistung, nicht erschöpfbar in wenigen Worten, außerordentlich auch in der Überspannung des Anspruchs und im Monumentalen seiner letzten Entgrenzung der Form und Sprache, wird sich erst langsam erweisen. Schon jetzt ist es ein innerer Orientierungspunkt der europäischen Literatur geworden.

Zwischen diese beiden ins Gigantische getriebenen Werke schiebt sich jetzt, nach der Veröffentlichung des nun doch problematischen, künstlerisch nicht befriedigenden Erzählungszyklus „Die Schuldlosen“ eine dritte große Leistung: lange als der „Bergroman“ oder unter dem Titel „Demeter und die Verzauberung“ angekündigt und mit Aufmerksamkeit erwartet. Er erhielt jetzt den Titel „Der Versucher“. ¹⁾ Der Text, den Felix Stössinger vorlegt, wirft, ähnlich den Texten Kafkas und Musils, philologische Probleme hohen Ranges auf. Die erste Fassung entstand seit 1934 in den Jahren konzentrierter Einsamkeit in der Gebirgslandschaft von Steiermark und Tirol; während der Arbeit an der dritten Fassung, beim fünften Kapitel, unterbrach Broch der Tod. Diese lange Arbeitszeit charakterisiert seine Leidenschaft zur äußersten Leistung, die beständig noch über sich selbst hinauszugreifen gereizt war. Denn nur vor dem höchsten und gütigsten Anspruch schien ihm das Wort Dichtung erlaubt; der Roman aber ist von ihm bestimmt worden, ganz und voll Dichtung zu sein. Er wollte nicht „Geschichtln“ erzählen, sondern Kunst als Ethos und Wahrheit. Der Herausgeber Stössinger hat den Mut gehabt, diese drei Fassungen zur Einheit zu verbinden. Gewiß ein bedenkliches Verfahren, das man später einmal, sollte es je zu einer historisch-kritischen Ausgabe kommen, revidieren muß. Aber es zwang sich zunächst auf, wollte man überhaupt zur Publikation gelangen. Man durfte auf sie nicht verzichten. Denn wir sind sicher: dieses Buch wird in Zukunft zu den großen Leistungen des deutschen Romans zählen, auch wenn es wiederum eine Grenzlage bedeutet, die den Kritiker herausfordert — jenen Kritiker, der aufmerksam wird, wenn er sich noch im Zweifel zur höchsten Achtung gezwungen fühlt.

In mehreren Schichten baut sich dieser Roman auf. Broch will die Ganzheit des Lebens, die Violdimensionalität bedeutet, Schicht für Schicht vom Seelisch-Höchsten bis zum Seelenuntersten, bis in die Tiefen und Archaismen des Unbewußten hinein, Weiten des Kosmos und die Stummheit des Erdinnersten. Ein alter Landarzt, der die Stadt verließ und der Wissenschaft entflo, um in ländlichem Leben und praktischem Tun die verlorene Ganzheit des Seins wiederzufinden, erzählt, was er erlebte, beobachtete und erkannte; durch ihn spricht Broch so, wie er durch Vergil

¹⁾ Zürich, Rhein-Verlag.

hindurchgesprochen hat. Aber er spricht auch über ihn hinaus, die Konturen seiner Gestalt sprengend. Die Tradition des perspektivischen Erzählens im 19. Jahrhundert scheint aufgenommen; ebenso scheint die Rückkehr zum sinnlich abbildenden und beschreibenden Realismus in traditionelle Bahnen einzumünden. Aber die Erfahrung des Wirklichen hat an inneren Dimensionen gewonnen; sie ist vielschichtiger, psychologisch differenzierter, gespannter, geistiger, hintergründiger geworden. Die Grenzen der Physik sind aufgelöst. Im Wirklichen entfächert sich eine innere Unendlichkeit, und alle Schilderungen deuten weit über sich selbst hinaus. Wir erhalten hier nicht nur einen Landschaftsroman oder Bauernroman. Hermann Broch entwickelt eine großartige, bis in das letzte Detail präzise und zugleich an Variationen der Stimmungen überquellende, von lebendig-würziger Anschauung und Beobachtung gesättigte Darstellungskraft, eine ungewöhnliche bildhafte Intensität der Atmosphäre. Er lebt mit der Landschaft in allen ihren Witterungswandlungen, mit ihrem Duft, ihren Farben, ihrer idyllisch-fruchtbaren Nähe und kosmischen Weite mit. Er läßt aus dieser gleichen begrenzten Landschaft — Berg, Wald und Wiese, Acker und Garten — immer neue Bilder entstehen, die — mit vollem Wissen um das Gewicht solcher Aussage — den Landschaftsbildern Stifters gleichrangig sind, auch wenn sie in Differenzierung und Intensität der inneren Spannung auf das 20. Jahrhundert hinweisen. Diese Landschaftsbilder bezeugen eine staunenswerte Empfängnis kraft des Auges und Ausdrucksfähigkeit der Sprache.

Broch gibt die Geschichte einer Dorfgemeinschaft, in welche der „Versucher“ einbricht, der das Chaos mit sich bringt; ein Chaos im Zeichen der fälschenden Heilslehre. Ein stilles, wenn auch untergründig schon beunruhigtes, von Begierden, Unsicherheiten und Zerrüttungen leise unterhöhltes Dasein wird aufgestört und in eine bis zur Selbstauflösung, bis zum ekstatischen Blutdurst des rituellen Mordes getriebene Verwirrung gebracht. Ein Wanderer, der „Unbekannte“, der Prophet reißt zusammen mit seinem dämonisch-zwerghaften Gefährten selbst die Besonnenen und Alten mit sich fort, fanatisch im Protest gegen die technisierte und merkantile Gegenwart, fanatisch in seiner Prophetie einer vom Erdhaften her zur Gerechtigkeit gereinigten und vom Tod befreiten Welt. Ein Knecht wird zum Herrn des Dorfes und seiner Menschen. Er jagt und lockt sie auch zum Golde in den Berg. Aber er bringt, wurzellos, ohne Fruchtbarkeit, ohne innere Wahrheit und ohne ein Wissen um die tieferen Mächte des erdhaften Seins, nur Ruhelosigkeit, Angst, Haß, Gier — er entfesselt nur das Böse. Die Parallele zum Nationalsozialismus ist evident, aber die aktuelle politische Faktizität wird in das Typologische, in das anthropologische und dämonische Modell verwandelt. Mit wiederum großartigen Steigerungen entwickelt Broch, dessen wissenschaftliche Arbeiten vor allem dem Problem der Massenpsychologie gewidmet waren, mittels bildhafter Handlung in diesem Dorf den Ausbruch der Massenekstase, die Opferer und Geopferte gleich bannt und hypnotisiert, selbst diesen Arzt ergreift, so sehr er sich gegen sie zu wehren sucht. Denn zum Menschen gehört es, dem Anruf aus unbewachten Tiefen immer ausgesetzt zu sein. Es finden sich zwei erzählerisch hinreißende Kapitel: die gläu-

bige Prozession zur Bergkapelle mit ihren humoristischen Menschlichkeiten und ihrem frommen Ernst und das Blutig-Diabolische des heidnisch-mystischen Bergopfers mit seinem kultischen Zeremoniell.

Doch darf man auch bei dieser Schicht nicht bleiben. Broch zeigt sich als ein Epiker des 20. Jahrhunderts, wenn er Raum und Vorgang beständig transzendiert und mit der Perspektive zum Mythos den traditionellen Realismus im Ringen um die dichterische Aussage des Essentiellen weit hinter sich läßt. „Der Versucher“ ist der erste Band einer religiösen Trilogie: Religion in ihrer ersten, archaisch-menschlichen Stufe verstanden als Mythos von den geheiligten, zeugenden und im Tode verwandelnden, alles Vielfältige zur Einheit des kosmisch-vitalen, zeitlosen Urstromes magisch schließenden Erdkräften, die auch die Kräfte des Mütterlichen sind. In drei Stufen sollte sich dieser religiöse Weg vollenden: „als eine Wandlung von der Erde und ihren Berghöhlen durch den Himmel des menschlichen Herzens zum Unendlichen und Überunendlichen“, wie Stössinger berichtet. Diese Trinität religiöser Urerfahrung ist hier bereits voll im Umriss enthalten. Denn das Mütterliche, verkörpert in dem elementaren Frauentum der alten Mutter Gisson, führt in das Liebesmysterium des Herzens als der allseitig, in Leben und Sterben zum Unendlichen hin offenen Mitte des Seins; und diese schwebend-flutende, zeitlos-gleichzeitige, alle Antinomien vereinende mystische Unendlichkeit und Über-Unendlichkeit ist in jeder Regung der Natur, in allem Kreatürlich-Erdhaften, in allem Menschlich-Seelischen enthalten und strahlt von ihm aus. In Natur und Mensch schichtet sich das Unendliche ebenso in die fernste Urzeit wie in die fernste Zukunft: von der Ahnung der Magie des natürlichen Seins bis zur Ahnung der Geburt des heilbringenden Kindes.

Die zentrale Figur des Romans, das innere Ziel aller Vorgänge ist diese Mutter Gisson, die einzig Unverstörbare, eine Bäuerin, in Urverbundenheit mit allen Mysterien der Natur, allen Kräften des Kosmos, allem Lebendigen in Kreatur und Mensch, beheimatet im Zeitlosen. Sie existiert, ohne Pathos, schlicht und fest im Zeitlosen, das ebenso das Unbewußt-Vitale im Bluthaft-Erdhaften wie das Überbewußt-Seelische bedeutet. Sie lebt in der Liebe, die für alle die zahlreichen Gestalten dieses Romans bereits zum bestürzenden oder unlösbaren Problem wurde; Zeichen ihrer inneren Schwäche und Verwirrung. Das Motiv der Ehe spiegelt sich in vielen Variationen. In der Mutter Gisson lebt eine archaische religiöse Urkraft, während der christliche Glaube in der rührend-einfältigen Gestalt des Pfarrers, die wiederum sehr an Stifter erinnert, müde wurde. In dieser Frau gewinnt ein Mythos die volle menschliche Wirklichkeit, die sich gleichwohl beständig in das Unendliche der Einheit von Ich und Welt, Erde und Kosmos, Leben und Tod, Eros und Seele, Tat und Traum entgrenzt. Denn im Mythos zu leben heißt für Broch, in der strömend-ruhenden, alle Gegensätze in sich bergenden, die äußersten Grenzen auschreitenden Ganzheit des Lebens wissend-fühlend zu sein; es ist ein wissendes Fühlen, das Mitte gibt, den letzten Sinn und die einfach-unendliche Wahrheit des Seins. Dieser Mythos heißt Ewigkeit des Unbegrenzten, sammelt in der Kraft des Herzens, das Mitte des Lebens bedeutet. „Tot

sind nur die leeren Worte, und sie führen in einen Tod, der ein Nichts ist und eine Finsternis, was aber wahrhaft hier geschieht, das reicht über den Tod hinaus und macht ihn lebend: jedes Kind, das in Liebe gezeugt und geboren wird, jedes Feld, das bestellt wird, jede Blume, die gepflegt wird, das Kind ist das Wissen, und das Feld ist das Wissen, und die Blume ist das Wissen, und es kann nicht verlorengehen, es ist größer und stärker als die Zeit, und es ist die Freude, die keine Opfer braucht und keinen Tanzplatz am Rande des Todes, damit sie wiedergeboren wird, sondern die immer da ist, von Ewigkeit zu Ewigkeit, und nie verlorengeht, weil nichts, was wahrhaftig geschieht, je verlorengehen kann . . .“

Nur wer sich dieser auf viele abendländische Quellen von Platos Emanationslehre bis zur romantischen Panphilosophie und zur modernen Tiefenpsychologie zurückweisenden Mystik Brochs nicht verschließt, gelangt zu der dichterischen Substanz dieses Romans. In der Bereitschaft des Menschen zu diesem Wissen, das den Tod in das Leben einschließt und das Endliche stets zum Unendlichen hin transzendiert, fand er die einzige Wende und Hilfe in der Krise des gegenwärtigen Europa. Die mystische Schau hieß ihm Läuterung zum Sein, und im Mythos sah er den Sinn der Dichtung. „Es gehört zum Wesen einer jeden Dichtung, welche zwischen zwei Kulturepochen steht, daß sie an der Religionssuche beteiligt ist; es ist dies vielleicht ihr schönstes Vorrecht. Überall, wo Dichtung sich dem Religiösen nähert, greift sie mythologische Vorstellungen auf; dies ist nicht Absicht, sondern ergibt sich ungezwungen. Es lassen sich hierfür genügend Beispiele für die heutige Zeit aufführen, so die biblische Mythologie Manns, die griechische im Joyceschen ‚Ulysses‘, die heidnische bei Giono; das ist kein zufälliges Zusammentreffen, sondern Notwendigkeit. Und ebenso notwendig, von natürlicher Notwendigkeit war auch in diesem Buche die Wendung zum Mythologischen.“ Diese Worte gab Broch zur Interpretation des „Versucher“; er fügte damit den Roman in eine universale Ordnung ein. Und in der Tat: in dieser Wendung zum Mythos, die auch eine Rückleitung des Romans zum Epos in sich schließt, wird man später das entscheidende Ereignis in der Dichtung des 20. Jahrhunderts sehen.

Aber hier öffnet sich uns nun auch die formale Problematik dieses Buches. Es ist ihm nicht gelungen, den Mythos einerseits und die Wirklichkeit dieser bürgerlichen Menschen andererseits zur vollen Identifikation zu bringen. Die großen Erzähler des letzten Jahrhunderts besaßen seit Goethe die Möglichkeit, in der Sprache der Symbole das Täglich-Reale der Ahnung des Unendlichen zu öffnen und in den festen und schlichten Umrissen der Dinge das Metaphysisch-Überpersönliche, das Gesetzhafte-Universale als ihre Innerlichkeit anzudeuten. Im Symbol öffnete sich im Dinglichen das Mysterium des unausgesprochenen ewigen Seins. Das Symbol wurde Deutung des Lebens in der und durch die Gestalt. Brochs Intellektualismus, seine Leidenschaft zum ins Äußerste getriebenen Wort, seine Radikalisierung des mystischen Erlebens und Wissens dagegen drängt beständig zur unmittelbaren, reflektierenden Bewußtwerdung des Mysteriums, zur essentiellen Wortwerdung des Unausprechlichen in der unendlichen, lyrisch-erkenntnishaften Dialektik der coincidentia oppo-

sitorum. Er will den Mythos zum Inhalt des Bewußtseins machen, zur Lehre des Seins, und so sprengt er die Dingwelt unaufhörlich im lyrischen und reflektierenden Ausgriff in das Grenzenlose.

In den von innerer Musik bezaubernd getragenen Landschaftsbeschreibungen, in der Gestalt der Mutter Gisson ist, wenigstens zumeist, die Identifikation von Wirklichkeit und Unendlichem, von Anschauung und Mythos, Figur und Transzendenz gelungen. Aber je mehr sich das Buch seinem Ende und damit seiner Verkündigung nähert oder, auch anders gesehen: je mehr offenbar die zweite Textfassung sich durchzusetzen scheint, um so mehr verselbständigt sich das lyrisch-mystische Sprechen, hört man nur noch die Stimme des Dichters, diese aus dem Visionären kommende Stimme jenseits seiner Gestalten. Er überhöht und stilisiert so sehr in die mystische Spiritualität hinein, daß die Integration in der dichterischen Gestaltung verlorengeht. Das Pathos der Mythologie läßt sich nicht mehr in die Dingwelt einformen; die Imagination wird autonom und sprengt die Konturen. Mit jener gespannten geistigen Radikalität, die dem 20. Jahrhundert eigen ist, durchdringt die mystische Sehnsucht, die Leidenschaft zur Verkündigung des inneren Gesichts so stark die Sprache und Form, daß die geschaute Wirklichkeit zurückbleibt und die Dichtung sich in die Abstraktion des Visionären aufschwingt, der immer auch die Gefahr der überformenden Allegorie anhaftet. Es scheint, daß die Dichtung, im gesteigerten Selbstbewußtsein ihrer Problematik und ihrer Berufung, heute nur noch im Transrealen, im Imaginären, in der Symbol- und Mythenkonstruktion ihren freien Ausdrucksraum findet: im unendlichen Entwurf, in dem sich der Lyriismus des ekstatischen Gefühls und die Abstraktion des Denkens zur gleichen Essentialität vereinigen. Daß Hermann Broch den Roman, das Erzählen mittels des Romans, bis zu diesem äußersten Punkt vorgetrieben hat, bedeutet seine Größe, bedeutet aber auch die Grenze seiner dichterischen Leistung. Er hat der Dichtung im Ziel der Läuterung des Menschen durch die Einformung des Unendlichen in sein Bewußtsein die höchste Aufgabe gestellt, die von ihr geleistet werden kann; er hat aber sie selbst als Dichtung dabei transzendiert.

Solcherart von des Wortes Anrufung herbeigezogen, begannen die Bäche und Flüsse zu rieseln, mild brausend schlug die Brandung an den Strand, fluteten die Meere, stahlblau und leicht, bewegt von den untersten Feuern des Südens, und alles war in Gleichzeitigkeitstiefe auf einmal gesehen, wurde auf einmal vernehmlich, dann umgewendet zur Unendlichkeit, die er einstens hinter sich zurückgelassen hatte, sah er durch sie hindurch in die Unendlichkeit des Hier und Jetzt, schaute er nach rückwärts und vorwärts zugleich, lauschte er nach rückwärts und vorwärts zugleich, und das Brausen des Einst, entsinkend ins vergessene Unsichtbare, stieg auf zur Gegenwart, ward zur fließenden Gleichzeitigkeit, in der das Ewige ruht, das Urbild aller Bilder. Da schauderte es ihn, und groß war dieses Schaudern, fast gütig vor Endgültigkeit, denn der Ring der Zeit hatte sich geschlossen, und das Ende war der Anfang. Entsunken war das Bild, entsunken die Bilder, allein, sie unsichtbar aufbewahrend, hielt das Brausen an.

Hermann Broch, „Der Tod des Vergil“

Wesenszüge deutscher Lyrik in diesen Jahren

Dieser Aufsatz ist der erste einer Folge von Beiträgen, die sich mit den Gegebenheiten und Möglichkeiten der einzelnen Formen der Dichtung in unserer Zeit auseinandersetzen. D. R.

Die oft gestellte und gehörte Frage, wie weit es in dieser Zeit noch sinnvoll oder überhaupt möglich sei, Gedichte zu schreiben, wird nicht selten in ihrer Aktualität überschätzt. Sie gilt im Grunde immer und nie. Sich auf sein und seiner Zeitgenossen Leben und Zeit seinen Vers zu machen, ist stets ein besonders absurdes Vergnügen gewesen. Wichtiger als diese Tatsache ist es, von Fall zu Fall die Positionen des Gedichts neu abzustecken. Ohne Zweifel ist die Vornahme derartiger Gelände-Markierungen heute besonders dringlich. Unaufhörlich ereignen sich für das moderne Gedicht — wie für die moderne Kunst überhaupt — Terrainverlust und Terraingewinn. Der Boden ist gleichsam in Bewegung, auf den man sich begibt. Dem oberflächlichen Beobachter mag die Entwicklung reißend erscheinen. Aber schließlich sind es doch nur gewisse Rhythmen, denen man begegnet und die seit je ausgebildet waren. Der immer ebenso chimärische wie aufregende Zweikampf zwischen Tradition und Experiment ist nur einer der Vorgänge von zwangsläufiger Periodizität, denen man sich gegenüber sieht. Er wurde in den Tagen des literarischen Expressionismus mit hartnäckigem Elan ausgetragen. Er scheint in den letzten Jahren wieder aufgelebt zu sein, in denen es bei uns in Deutschland so vieles aufzuarbeiten galt, was uns in den dreißiger Jahren brutal vorenthalten war.

Freilich, die jeweiligen Ausbildungen des sogenannten Avantgardismus sollte man nicht überschätzen, vielmehr als das nehmen, was sie sind: als notwendige und nützliche Reaktionen des sensiblen Organismus Sprache auf Zustände, die überfällig wurden. Die Avantgarde ist ein Akt künstlerischer Notwehr angesichts der Dialektik von sich immer fühlbarer verengendem Sprachraum auf der einen und immer riesiger anwachsendem und umherliegendem Vorrat an Sprachmaterial auf der anderen Seite. Die Situation ist schneidend. Niemand, der heute Gedichte schreibt, kann sich ihr entziehen, es sei denn, er begnüge sich damit, von vornherein auf die Aufmerksamkeit zu verzichten, die man ihm als Zeitgenossen schenkt, der Anteil an den Auseinandersetzungen der Epoche nimmt.

Das bedeutendste Ereignis, mit dem sich vor allem der jüngere Lyriker nach dem Kriege befassen mußte, war der plötzliche Zustrom von außerdeutscher Dichtung. Er sah sich durch die Entdeckung französischer oder angelsächsischer Lyrik zur Stellungnahme genötigt. Diese Stellungnahme mochte je nach Temperament und Umständen so oder so ausfallen, sie

war jedenfalls vorzunehmen. Schon heute lassen sich einige Nuancierungen innerhalb der Verskunst bei uns feststellen. Lorca, Franzosen wie Apollinaire, Eluard oder Supervielle, besonders einige Engländer und Amerikaner, allen voran T. S. Eliot, aber auch Auden und Spender haben bei einzelnen Lyrikern zur Blutauffrischung geführt. Die sehr wichtige italienische und südamerikanische Dichtung ist dagegen bisher mit dem zeitgenössischen deutschen Gedicht nicht in Berührung gekommen.

Es versteht sich, daß aus solchen Begegnungen sogleich neue Gefahren erwachsen. Der bloße Appetit nach Welt genügt nicht. Unverkennbar haben sich einige Talente nach ihrem Bestreben, ihre sprachlichen Möglichkeiten mittels fremden Vokabulars zu erweitern, übernommen. Natürlich kann man sich ein Gedicht von Apollinaire oder Dylan Thomas nicht als eine Art Droge, als Wirkstoff, zuführen. Diese gleichsam reiztherapeutische Methode hat schlechte Folgen. Sie verdirbt den Geschmack. Die Früchte eines solcherart verdorbenen Geschmacks sind Gedichte, die sich wie Übersetzungen des jeweils benutzten Dichters lesen. Das geht so weit, daß leicht zu erkennen ist, ob der junge Lyriker sich in aller Unschuld André Bretons oder Henri Michaux's bediente. Auf diese Weise ist nun freilich einer Stellungnahme und wünschenswerten Auseinandersetzung mit Umwelt und Zeitgenossenschaft nicht beizukommen. Es sind Fluchtversuche vor der eigenen Gewissenhaftigkeit und Redlichkeit, die dazu noch mit unzulänglichen Mitteln vorgenommen wurden und ebenso lächerlich sind, wie sie scheitern müssen. Was Gewinn dünkte, wurde Verlust.

Ein Gedicht kommt nicht durch einen „Verschnitt“ verschiedener geschickt benutzter fremder Lyriker zustande: ein Vorwurf, den man einigen allzu geschwinden Begabungen nicht ersparen kann. Auch die Übernahme, ja, geradezu die Willenlosigkeit in der Übernahme des freilich griffbereit daliegenden verführerischen Zivilisations-Vokabulars von Gottfried Benn macht noch keine Avantgarde, sondern einen Epigonen experimentierender Dichtung. Was bei einem Meister wie Benn diskutabel ist, wird bei seinen (falschen) Jüngern zum Unsinn. Ein nach Art eines literarischen Puzzle-Spiels zusammengebasteltes (man sagt „montiertes“) Allerlei aus Neonröhren, Helikoptern, mondänen Exorzismen und einem Slogan leichtfertig verwendeter Begriffe ordnet sich doch nicht zur präzisen Zeichenreihe einer Dichtung. Was zustande kommt, ist das Gebilde einer eigentümlich modern drapierten verwilderten Romantik, ein Ungefähr, das sentimentaler erscheint als die Sinnlichkeit eines an Mond und Wind gerichteten Gedichtes.

Worauf es ankommen müßte, wäre doch wohl die Amalgamierung erarbeiteter neuer Wortbereiche mit der Sprachsubstanz, in die hinein man wuchs. Ich vermeide das Wort Tradition. Aber ich meine, daß es jederzeit genügend Chancen gäbe, wenn es zur echten Durchdringung zwischen Entdecktem und Vorhandenem käme, dergestalt, daß das eine auf das andere angewiesen wäre, daß es einander brauchte. Der Salto des reinen Experiments mag apart sein und den flüchtigen Zuschauer befriedigen; aber die Findung eines Gedichtes, die Konzeption einer Zeile, einer

Strophe haben — angesichts der Schwierigkeiten, denen sich die Lyrik gegenüber sieht — nichts mit akrobatischer Schaustellung zu tun.

Es ist nur natürlich, wenn sich ein Gedicht unserer Tage mit gewissen brennenden Problemen, etwa von Raum und Zeit, befaßt, wenn diese Probleme nach der Art der Metamorphose in ihm Gestalt geworden und komprimiert sind. Das Destillat Gedicht hat Erkenntnisse moderner Physik, moderner Theologie, moderner nicht-euklidischer Geometrie, eine ganze Welt der „Diskontinuität“ wahrzunehmen und aufzunehmen. Sein Thema kann dabei ausgesprochen unauffällig sein. Der Lyriker sollte fähig sein, in *jedem* Gegenstand, der ihm zum Vers wird, ein Empiriker des jeweiligen Augenblicks und zugleich Zeitgenosse vieler Zeiten zu bleiben. Man müßte also — um es anschaulich zu sagen — in einem Wind, der bitter wie Olive ist, das Jahr 1953 herausspüren, das dem Dichter seine Worte finden ließ. Ich möchte ein Beispiel geben:

Atemholen

Der Duft des zweiten Heus schwebt auf dem Wege,
Es ist August. Kein Wolkenzug.
Kein grober Wind ist auf den Gängen rege,
Nur Distelsame wiegt ihm leicht genug.

Der Krieg der Welt ist hier verklungene Geschichte,
Ein Spiel der Schmetterlinge, weilt die Zeit.
Mozart hat komponiert, und Shakespeare schrieb Gedichte.
So sei zu hören sie bereit.

Ein Apfel fällt. Die Kühe rupfen.
Im Heckenausschnitt blaut das Meer.
Die Zither hör ich Don Giovanni zupfen,
Bassanio rudert Portia von Belmont her.

Auch die Empörten lassen sich erbitten,
Auch Timon von Athen und König Lear.
Vor dem Vergessen schützt sie, was sie litten.
Sie sprechen schon. Sie setzen sich zu dir.

Die Zeit steht still. Die Zirkelschnecke bändert
Ihr Haus. Kordelias leises Lachen hallt
Durch die Jahrhunderte. Es hat sich nicht geändert.
Jung bin mit ihr ich, mit dem König alt.

Das Gedicht stammt von Wilhelm Lehmann und hat alle Merkmale des von mir eben Umschriebenen. Es ist zugleich Atemholen, also ein Vorgang von tiefer Flüchtigkeit, von Herzsclagdauer, und Teilnahme an einer Welt, die wir als die unsere anerkennen. Es ist Geschichte und Gegenwart in einem. „Bildung“ ist Bild gewordene Erfahrung von jener „zarten Empirie“, wie sie Lehmann einmal anläßlich einer Akademie-Rede im vergangenen Jahre forderte. Augenblick wurde Dauer. Dauer ist Augenblick. Die „Behandlung“ der Zeit entspricht unseren Erkenntnissen. Das Gedicht bewegt sich auf der Höhe unserer geistes- und erfahrungs-

geschichtlichen Situation. Es ist darum unverwechselbar, könnte so *nicht* vor 50 Jahren oder gar vor einem Jahrhundert geschrieben sein. Es mußten sich in ihm erst „Mitteilungen“ der Moderne angesetzt und umgesetzt haben, ehe es so gelang, wie es vorliegt. Solches Gedicht zieht seine Kräfte aus einem Jenseits von Experiment und Tradition und entkräftet so gleich die Schablone, das Klischee des Denkens in handlichen und weiterherzig auszulegenden Begriffen. Es hat sie nicht nötig.

Ein Gedicht wie das oben zitierte hat keine „Aufgabe“. Seine Chance ist sein Dasein. Ein Dasein in unverkennbar heutiger Ausprägung, ohne das Mißverständnis der Tendenz, des so oder so beschaffenen Engagements („Ewigkeit“ ist in dem hier gemeinten Sinne ebenso Tendenz, wie es die Dunkelkammer des Hermetikers ist). Als „das Ergebnis eines aus vielen Momenten gewonnenen Daseinsmaximums“ sollte das Gedicht allenfalls *einer* Tendenz nachgeben: sich offen zu halten, porös zu bleiben, licht-, luft- und geistdurchlässig. Auf diese Weise vermeidet es den Kurzschluß und Trugschluß der hermetischen Poesie, die den Zumutungen der Objekt-Welt nicht standhalten mag. Eine Strophe, eine Zeile sollten sich einzig der Bild gewordenen Sinnlichkeit der Erscheinungen aussetzen, einem Zustand, der über die Existenz des Dichters hinaus noch wirksam sein kann. Oskar Loerkes „Grab des Dichters“ sei als Beispiel herangezogen:

Früh sah ich vorne
Vorm Tor, wo der Bauer im Kühlen harkt,
Die feurigen Dorne
Des Morgens zu maßlosem Licht erstarkt.

Der Gott hat Muße.
Andern verblieb es, ein Tagwerk zu tun,
Mir, unter dem Fuße
Der trauernd geschwätzigen Winde zu ruhn.

Wenn die uralte Traube,
Die schwarze, wiederkehrt staubig und warm,
Weckt mich immer der Glaube;
Du sollst nicht schluchzen, der Gott wird nicht arm.

Solch ein Gedicht wird durch keine falsch verstandene Aktualität verbraucht. Dadurch hat es sich — obwohl es nicht heute und nicht gestern geschrieben wurde — den Anschluß an das bewahrt, was derzeit als lyrische Aussage möglich, d. h. lebensfähig ist. Es ist zugleich der bloßen lyrischen Gestikulation überlegen, die durch geschickt gesetzten melodischen Akzent bestechen könnte.

Das „offene“ Gedicht hat meines Erachtens auch am meisten Aussicht, gegenüber dem erwähnten unaufhörlich sich verkleinernden und verdünnenden Sprachraum bei Atem zu bleiben und die Frische von Auge und Ohr, überhaupt die empfindliche und dennoch schwer zerstörbare sensitive Kraft einzusetzen. Man braucht sich dabei nicht in eine simple Hans-und-Grete-Welt vor den intellektuellen Zumutungen zurückzuziehen, denen das Gedicht natürlicherweise ausgesetzt wird.

Das deutsche Gedicht ist nach 1945 aus dem trügerischen Gleichgewicht gebracht, in dem es zwölf Jahre verharrte. Es ist da und dort aus der

Fassung geraten. Falschmünzer fanden sich ein. Den Beobachter der Entwicklungen unserer Lyrik wundert das nicht. Das gerade in den letzten vier Jahren erfreulich heftig ausschwingende Pendel wird zu einer ruhigeren Bewegung zurückfinden. In einer Gewalttour sind offenbare Rückständigkeiten nun einmal nicht wettzumachen. Der junge Lyriker ist oft gar nicht in der Lage, Vorkommnisse zu übersehen, deren Wurzel weit zurückreicht, unter Umständen bis in die Jahre vor dem Ersten Weltkrieg, die Jahre vor der großen lyrischen Flutwelle des Expressionismus. So gerät jetzt manches äußerlich und vergrößert den Vorgang der dichterischen Terrain-Erweiterung. Das Manipulieren ist verständlich. Erst die behutsamere und damit zwanglosere Einstellung zum Wort wird den Lyriker zu dem machen, was er seiner Tätigkeit und seinem Wesen nach — mit den Worten der amerikanischen Dichterin Marianne Moore — ist: „*Literalist of the imagination*“ — jemand, der Phantasie buchstäblich nimmt.

TRAUMBOOT

Wäre der Atem der Nacht nur und fernhin Gedachtes
bei mir im Zimmer — vor scheu ergriffenem Schlaf,
aber das Schweigen — es ruft: einen Wald aus Stimmen entfacht es,
alles wird Laut, was mich im Wachsein betraf.

Doch schon stößt das Boot des Traumes vom Ufer,
rostbraunes Segel, vom leichtesten Winde geschweift,
winzig verdämmert der Strand, es schweigen die Rufer,
da mich die Dünung des Nichtseins selig ergreift.

Nahender Tag hebt den Kiel mit stärkerer Brandung,
fremde Stimmen dringen, gedämpft noch, ans Ohr.
Schatten der Fahrt zerreißt die Minute der Landung,
herrscherlich rollt die Sonne aus Klippen empor.

Karl Schwedhelm

Astrologie

Mit dem energischen und reich fundierten Artikel von *Ludwig Reiners* (Märzheft 1954) über „*Das Problem der Astrologie*“ haben Sie sich den Dank aller erworben, die gegen die immer noch steigenden Fluten der Dunkelmännerei einen Damm zu errichten bemüht sind. Darf ich mich mit einem kleinen Beitrag beteiligen? Er betrifft ein Argument, das mir schlagend scheint, das ich aber in der Literatur noch nirgends gefunden habe.

Man unterscheidet bekanntlich unter den menschlichen Zwillingen zwei Arten, eineiige und zweieiige. Die eineiigen, aus einer gemeinsamen Keimanlage entsprossen, haben identische Erbfaktoren; infolge davon gleichen sie sich nicht nur körperlich zum Verwechseln, sondern, was uns hier noch mehr interessiert, auch ihre *seelischen* Eigenschaften und ihre *Lebensschicksale* weisen die verblüffendsten Übereinstimmungen auf, selbst unter ganz verschiedenen äußeren Bedingungen. Die zweieiigen dagegen sind einfach Geschwister, die zugleich auf die Welt gekommen sind; sie sind sich in jeder Hinsicht teils ähnlich, teils unähnlich, wie andere Geschwister auch.

Nun wird niemand bestreiten können, daß astrologisch gesehen der Ähnlichkeitsgrad der Ein- und der Zweieiigen genau der gleiche ist; alle die üblichen Ausreden, wie Zeit- und Ortsdifferenzen, irrtümliche Angabe der Geburtsstunde u. dgl., fallen hier weg. Und es sind nicht Einzelfälle, sondern ein überwältigendes Material, das ausnahmslos in demselben Sinne spricht. Tausende von konvergenten gegen Tausende von divergenten Schicksalspaaren bei absolut identischem Ähnlichkeitsgrad der astrologischen Daten. Also — ?

So oft ich das Argument Astrologen oder Astrologie-Gläubigen entgegenhielt, habe ich nichts zur Antwort bekommen als wortreiches Gefasel; widerlegen konnte es keiner. Auch Vertreter jener, offenbar etwas eingeschüchterten Gruppe, die sich auf die Position zurückgezogen haben „Die Sterne zwingen nicht, sie machen nur geneigt“, können keine Erklärung dafür geben, warum die Differenz der Geneigtheiten das einmal beträchtlich, das andermal gleich Null ist, bei gleichem Ähnlichkeitsgrad der astrologischen Aspekte.

Dr. Ludwig Paneth, Brissago

RUNDSCHAU

Die Sowjetunion als Seemacht

Alles, was mit Rüstung zusammenhängt, ist von Geheimnis umwittert. Wenn dies schon bei den in dieser Hinsicht erstaunlich offenherzigen Amerikanern gilt, dann natürlich erst recht bei den Sowjets. Zu den allgemeinen Kenntnissen aber, die sozusagen schon Gemeinplätze sind, gehört die Feststellung, daß von den klassischen drei Wehrmachtsteilen bei den Sowjetrussen die Flotte der schwächste ist und daß innerhalb der Seestreitkräfte die U-Bootwaffe besonders entwickelt und gepflegt wird. Aber hier schon fängt die Ungewißheit an. In einer amerikanischen Marinezeitschrift errechnete im Januar 1954 ein Fachmann die Zahl von 991 U-Booten. Das erregte allgemeines Verwundern, denn die amtliche Meinung geht auf nur die Hälfte. Der Erste Lord der britischen Admiralität gab in seiner vielbeachteten Rede vor Jahresfrist (März 1953) die Zahl 350 als untere Grenze der Schätzung an. Es war jene Rede, in der er die Sowjetunion die zweitstärkste Seemacht nannte. Zu dieser Behauptung kam er allerdings nur dadurch, daß er nur die sogenannten aktiven Flotten verglich. Die Sowjetunion hat nicht wie Großbritannien den Begriff der Reserveflotte. Zählt man diese hinzu, so ist Großbritannien immer noch an zweiter Stelle. Es gibt aber auch Optimisten, die die erschreckende Zahl von 350, die keiner für zu hoch hält, aufgliedern und dadurch ihres Gewichts weitgehend berauben. Mindestens 100, so meinen sie, seien veraltete Typen. Die Boote der seit 1933 entwickelten Maliutka-Klasse könnten nur eine bescheidene örtliche und defensive Rolle spielen, und auch die Boote der Mittelklassen von 600 bis 700 Tonnen, die wohl das Gros der U-Bootflotte bildeten, seien nicht zu überschätzen. Eine eigentliche Gefahr für die Ozeanschifffahrt stellten nur die auf 60 geschätzten Boote — der „K“- und „S“-Klassen mit ihrem Aktionsradius von 10 000 Seemeilen — dar, wobei noch zu bedenken sei, daß die Abwehrmittel heute sehr entwickelt seien.

Die Rechnung hat aber doch manche Unbekannte. Insbesondere weiß niemand im Westen wirklich, was seit 1945 gebaut und geplant wird und, was uns Deutsche besonders interessiert, wieweit hierbei deutsche Erfahrungen durch Fachleute weitergegeben und weiterentwickelt wurden und werden. Hie und da scheut sich die Sowjetunion aber auch nicht, aus ihrer Reserve herauszutreten. Dies geschah im Juni v. J., als sie zur Krönungsflottenparade nach Spithead ihren Kreuzer neuen Typs „Swerdlow“ entsandte. Er erregte viel Aufsehen und wurde Anlaß zu allerlei Vermutungen und zu einer kleinen Spezialfachliteratur. Im Oktober v. J. äußerte dann der amerikanische Admiral Carney, das sowjetische Bauprogramm in Kreuzern übertreffe das sämtlicher NATO-Staaten zusammen. Übrigens ließ auch das zaristische Rußland die Fachwelt einmal bei Anlaß einer britischen Krönungsparade aufhorchen. Das war 1913, als der neue Zerstörer „Nowik“ vor Spithead erschien, der mit seiner Ölfeuerung damals als das schnellste Kriegsschiff gelten durfte. Die Parallele liegt um so näher, als jener Zerstörer nach der Revolution in Swerdlow umgetauft wurde, ohne unter altem oder neuem Namen Besonderes zu leisten. Die Engländer sind wohl die berufensten Beobachter der sowjetischen Seemacht, nicht zuletzt wegen einer jahrhundertealten Berührung, meist freundschaftlicher Art, mit der

russischen Flotte. Der Ende v. J. in einer außenpolitischen Vortragsreihe in London gehaltene Vortrag eines hohen britischen Seeoffiziers, der im Zweiten Weltkrieg selbst Verbindungsoffizier bei den Sowjets im Eismeer war, behandelte weniger die Effektivstärke als die Hintergründe der sowjetischen Seemacht.

Ist nicht das alte Vorurteil, daß den Russen die See nicht liegt, durch eine Fülle maritimer Ruhmestaten widerlegt? Gewiß haben sich die Russen im Laufe der Geschichte erst zu den Küsten ausgedehnt und erst dann die Meere erobert (im genauen Gegensatz zu den USA, die von über das Meer gekommenen Einwanderern, meist Angehörigen seefahrender Nationen, entwickelt wurden). Gewiß ist die Geschichte der russischen Flotte erst 250 Jahre alt, denn 1700 gab es noch kaum ein seetüchtiges Schiff. Immerhin hatte schon Iwan der Schreckliche den Hafen Archangelsk entwickelt, und der Hafen Petropawlowsk in Kamtschatka wurde schon 1696 gegründet. Sobald die nationalen Energien sich auf dieses Feld warfen, waren die Ergebnisse erstaunlich. In 25 Jahren stieg unter Peter d. Gr. die russische Flotte vom Nichts zu führender Stellung in der Ostsee auf. Nach einer Periode der Stagnation erfolgte ein zweiter Aufschwung unter Katharina II., bei deren Tod die russische Flotte die zweitstärkste der Welt war.

In ihre Regierungszeit fällt der erste Versuch, Seemacht auch außerhalb der russischen Gewässer auszuüben. Die russischen Geschwader, die damals um Europa herum ins Mittelmeer vordrangen, errangen durch den Seesieg über die Türken bei Tscheschme 1770 die Seeherrschaft im östlichen Mittelmeer, eine Situation, die sich niemals wiederholt hat, aber ein geschichtliches Warnungszeichen geblieben ist. Aber Tscheschme, nach der russischen Geschichtsschreibung oder Legende einer der größten Seesiege, kann ebenso auf das Konto der türkischen Unvorsichtigkeit und der Kühnheit der britischen Offiziere auf den russischen Schiffen gesetzt werden. Jedenfalls wurde die Lage nicht ausgenützt, und diese wie auch spätere Operationen der Russen im Mittelmeer, nämlich in der napoleonischen Zeit, endeten kläglich. Nur mit englischer Hilfe waren das eine Mal die Russen um Europa herum gekommen, das zweite Mal nur mit türkischer Duldung durch die Meerengen. Die Türken waren häufig sonst die Gegner zur See, aber die Siege über sie gelten nicht voll, und was in der Flottengeschichte fehlt, sind Kämpfe gegen gleichwertige Feinde mit siegreichem Ausgang. Unter Peter waren die Ausländer als Offiziere weit in der Überzahl, unter Katharina stellten allein die Briten zeitweise die Hälfte. Den Russen fehlte die seemännische Bevölkerung. Darum war es für Peter entscheidend, daß er mit den Ostseeprovinzen auch Seeleute gewann, und bei der erneuten Eroberung 1940 ist auch dieser Faktor nicht zu unterschätzen. Die politischen Handicaps der Russen sind vom Regime unabhängig. Immer wieder kehrt die Konstellation wieder, daß ein tüchtiger Admiral von einem seeunkundigen bornierten Oberkommandierenden lahmgelegt wird. Die allzu strengen Instruktionen Peters, welche die Initiative lähmten, finden ihre letzte Fortsetzung im Kommissarsystem. Das Mißtrauen ist auf der Flotte besonders groß, denn der Aufstand der Matrosen 1921, die damals riefen und schrieben: „Lassen wir unsere trügerische Losung, die Diktatur des Proletariats, beiseite!“, wurde nie vergessen.

Aber viel grausamer sind die Handicaps, welche die harte Natur den Russen vor jede Entfaltung einer Seemacht legt. Die Geographie ist unerbittlich. Diplomatisches Geschick, Kriegsmut und Kriegsglück, endlich auch Energie im friedlichen, technischen Fortschritt, alles wurde aufgeboten, um ihre scheinbar unüberwindlichen Hemmnisse auszugleichen. Der Kriegsausgang 1945 und die neugeschaffenen Seewege haben vieles gegenüber früher ver-

ändert. Im Norden wurde den Finnen Petsamo abgenommen, es kommt zu den bisherigen Basen im Norden: Murmansk, Vaenga und Poljarnoe hinzu. Die ganze südliche Ostsee bis zur Lübecker Bucht ist in Sowjethand. Im Schwarzen Meer gilt dies jetzt vom ganzen Donau-Delta. Im Fernen Osten ist mit Südsachalin und den Kurilen ein Vorfeld freigelegt, das vordem versperrt war, um von den Perspektiven nicht zu reden, welche die Regime-Gleichheit mit Rotchina in Ostasien geschaffen hat. Im Innern kann der Stalinkanal zwischen Ostsee und Weißem Meer und der Don-Wolga-Kanal Flottenverschiebungen in gewissen Grenzen ermöglichen. Das Wichtigste könnte der Nördliche Seeweg sein, der für sechs Wochen im Jahr Pazifik und Eismeer verbindet. All das ist, zusammengekommen, unerhört. Es kann nicht ausgleichen, was die Natur vorenthalten hat. Inwieweit die Sowjetunion eine Seemacht ist — mögen wir es nicht erleben müssen!

Neues

von der Donau

Ein gutes Stück des europäischen Schicksals muß die Donau mittragen und spiegeln: das gewaltsame industrielle Planen der Ostblockstaaten, deren Mehrzahl sie berührt; die zwielichtige Lage Jugoslawiens zwischen dem Westen und den einstigen östlichen Freunden; endlich den europäischen Ostwesthandel und Ostwestverkehr, seine Hemmungen und neuen Hoffnungen. Die imponierendste Leistung des Stromes als Naturwesen ist sein Durchbrechen des Eisernen Tores. Den Eisernen Vorhang zu durchbrechen, will ihm noch nicht gelingen, trotz guter und vielversprechender Ansätze. Hinter diesen Vorhang zu sehen, ist dort kaum möglich, wo die östlichen Machthaber Interesse haben, zu verschleiern. Dies gilt z. B. von jenem Plan, der einige Jahre lang der Stolz des neuen Rumänien war, den aber einst auch die Moskauer „Prawda“ laut rühmte: dem Donau-Schwarzmeer-Kanal. Er kam 1949 auf, und nach fünf bis sechs Jahren sollte er verwirklicht sein. Was schien einleuchtender, als den riesigen, unwirtschaftlichen und schwer fahrbaren Bogen der Seodonau in Länge von 200 km abzuschneiden und einen geraden Kanal von 70 km von Cernawoda aus gegen das Meer zu bauen, an dem bei Midia ein mächtiger Hafen entstehen sollte! Mit Zwangsarbeit, teilweise auch mit freiwilliger Arbeit kommunistischer Jugend hoffte man bald durch die mörderischen Sumpfgebiete durchzukommen. 1951 und 1952 hörte man dann von Prozessen, in denen Sündenböcke für das Versagen gesucht und gefunden wurden. 1953 stellten schweizer Ingenieure, die man kommen ließ, technische Unmöglichkeiten fest. Dann schwieg die Presse, die letzten amtlichen Quartalsberichte mit statistischem Material erwähnten den Kanal nicht mehr. Im August äußerte der rumänische Vizeaußenminister zu ausländischen Korrespondenten, gegenüber dem brennenden Problem der Erhöhung des Lebensstandards bedeute es nichts, ob die Arbeit am Kanal weitergehe oder nicht. Der Londoner „Economist“ hält dies für ein Leichenbegängnis erster Klasse für das Kanalprojekt und glaubt aus allen Anzeichen schließen zu dürfen, daß der Plan schon seit Frühjahr 1953 aufgegeben sei. Das hindert zwar angesehene Blätter nicht zu schreiben, am Mündungskanal herrsche rege Bautätigkeit, doch dürfte trotz aller bekannten Energie in der Sowjetwelt, wenn es um Verkehrspläne geht, hier der britische Beobachter besser informiert sein.

Auch ohne den Kanal im Mündungsgebiet und auch ohne daß andere Kanalpläne, etwa im Gebiet der Theiß oder zur Verbindung der Donau über die March mit der Oder und damit mit dem ostmährischen und ober-schlesischen Industriegebiet, einmal Wirklichkeit werden, leistet die Donau der Wirtschaft des Ostblocks große Dienste. Es ist deshalb und nicht bloß wegen der machtmäßigen Beherrschung ganz richtig, heute von der roten

Donau zu sprechen. Denn wenn Deutschland und Österreich heute nicht mehr wie einst oder noch nicht wieder auf dem Donauweg in die Donauländer — Ungarn, Rumänien, Bulgarien — exportieren können und die klassischen Ausfuhr Güter dieser Länder, Erdöl, Getreide und Holz nicht wie einst auf der Donau nach Mitteleuropa kommen, so ist darum der Strom nicht etwa verödet. Anderes ist an die Stelle getreten. Jetzt wird Kohle und Erz innerhalb der Ostblockstaaten auf der Donau transportiert. Auch tschechoslowakische und ungarische Industrieerzeugnisse nehmen diesen Weg, und was die Sowjetunion aus ihrem österreichischen Besatzungsgebiet herausholt, erscheint ebenfalls in der Donauverkehrsstatistik zu einem erheblichen Teil. Natürlich gibt es leider keine vollständige derartige Statistik. Immerhin läßt sich viel aus dem entnehmen, was das Belgrader Statistische Zentralamt über den Donautransitverkehr veröffentlicht. Daraus ergibt sich z. B. die überraschende Tatsache, daß der Transitverkehr in der Bergfahrt 1951 ebenso hoch war wie 1938, daß er sich jedoch stromabwärts sogar verdreifacht hat. Auch andere interessante Zahlen sind hier abzulesen, z. B., daß der Gütertausch zwischen Sowjetunion einerseits, Tschechoslowakei und Ungarn andererseits für jedes Land 1951 fast dreiviertel Millionen Tonnen auf dem Donauwege betragen hat, während vor dem Kriege hierfür die Zahl Null einzusetzen ist.

Der Kieler Professor H. Groß hat dieses Material in einem Vortrag vor dem Deutschen Kanal- und Schiffsverkehrsverein in Frankfurt (März 1953) über Südosthandel und Donauverkehr verarbeitet, der zu interessanten Folgerungen kommt. Das Ausscheiden Jugoslawiens aus dem Ostblock, dem man diese statistische Offenherzigkeit verdankt, hat uns in seiner politischen Auswirkung auf die Donau schon früher beschäftigt („Jugoslawien und die rote Donau“, D.R. Heft 9/1951, S. 837 f.). Jugoslawien, das ja nicht bloß als Einzelner gegen Viele bei der Stromverwaltung hinnehmen muß, was verfügt wird, sondern als Transitland auch selber Druckmittel hat, ist damals in der Kommission geblieben und hat neuerdings seinen Stand darin verbessert. Gewisse Reformen sind mit auf seinen Antrag durchgeführt, so besonders ist die Allmacht des Sekretärs der Kommission beschränkt und der Sitz von Galatz nach dem zentraleren Budapest verlegt worden. Sekretär ist jetzt sogar ein Jugoslawe geworden (was bei der früheren Machtfülle unmöglich gewesen wäre), und zwar seltsamerweise jener Diplomat Djuric, der seinerzeit als Geschäftsträger in Moskau den Bruch vollziehen mußte. Übrigens hat im Sommer 1953 Jugoslawien der Sowjetunion die Durchfahrt von 26 Kriegsschiffen erlaubt, die seit 5 Jahren in Wien festlagen und die in Ismail ins Dock gehen sollten.

Im März 1953 kam auch der Streit zwischen Jugoslawien und Rumänien über die Verwaltung des Stromdienstes am Eisernen Tor zu einem Ende; die beiden Länder vereinbarten jene Zusammenarbeit, die gerade hier besonders notwendig ist, aber lange gefehlt hatte; gilt es doch, eine schmale Fahrrinne zwischen Felsen und Stromschnellen bald am jugoslawischen, bald am rumänischen Ufer freizuhalten.

All dies gehört teils zu den Erscheinungen der weicheren Hand Moskaus und damit in einen größeren politischen Zusammenhang, teils aber auch zur Teilaussöhnung Belgrads mit Moskau, die der Westen mit gemischten Gefühlen sieht. Jugoslawien, das die Donau auf 300 km in seinem Staatsgebiet, auf 200 km als Grenze hat, ist damit der Donaustaats par excellence geworden. Schon seit drei Jahren fahren seine Schiffe stromauf bis ins Bundesgebiet, während sich in den Regensburger Hafen selbstverständlich noch keine der Ostblockflaggen verirrt und andererseits auch die vor einigen Monaten gefallene Behauptung des erwähnten Djuric, die Donau sei nunmehr als inter-

nationaler Wasserweg für alle Länder frei, den Tatsachen keineswegs entspricht. Deutschland und Österreich sind bekanntlich von der Mitverwaltung der Donau ausgeschlossen. Zwar ist der Güterverkehr auf der deutschen Donaustrecke größer als vor dem Kriege, aber deutsche Schiffe dürfen nur bis Linz fahren. Selbst die österreichischen Schiffe dürfen erst seit 1952 innerhalb der sowjetischen Besatzungszone, also nach Wien fahren, wobei die berühmte alte Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft dort ihre eigenen Anlagen nur gegen Gebühren benützen darf. Zwischen Deutschen, Österreichern und Jugoslawen besteht schon seit 1951 Zusammenarbeit auf dem Tarif-Gebiet. Im Vorjahr wurde auch zwischen Österreich und Ungarn ein Vertrag abgeschlossen, und auch die Schiffahrtsgesellschaften haben ihr zur Ausführung nötiges Abkommen unter Dach und Fach. Für dieses Frühjahr wird die Aufnahme des Verkehrs erhofft, aber öfters haben sich derartige Erwartungen als verfrüht erwiesen. Immerhin, von einer politischen Eisschmelze an der Donau konnte der deutsche „Volkswirt“ vor einiger Zeit mit Recht sprechen. Langsam könnte die Donau auch für uns wieder bedeutsamer werden, wenn eine Schranke nach der andern fällt, wozu von westlicher Seite übrigens auch die Embargopolitik gegenüber der Sowjetwelt gehört. Wir wollen es hoffen, dürfen uns aber nicht darauf verlassen.

Pakistan als islamische Republik

In doppelter Weise ist Pakistan der westlichen Welt und ihrem Verteidigungssystem näher getreten: durch die Annahme militärischer Hilfe von den USA und durch das Bündnis mit der Türkei. Deshalb interessiert uns gerade jetzt die Frage, welchen Charakter dieser asiatische Staat hat, der plötzlich mittelbar eine Zugehörigkeit zu Europa und zu Amerika bekundet. Pakistan hat vor einigen Monaten selbst eine Bestimmung seines Wesens gegeben, als sein Parlament im Zuge der Beratungen über die endgültige Verfassung die Formel der „islamischen Republik“ gefunden hat. Die beiden Bestandteile wollen getrennt gewürdigt werden. Das Commonwealth of Nations begreift in seinem Verband, dessen Lockerheit uns immer wieder erstaunt, die vereinigten Staatengebilde unter dem gemeinsamen Symbol der Krone. Gleichwohl verträgt sich damit, daß einzelne Mitglieder der britischen Krone für sich selbst nichts anderes mehr als eben diesen Symbolwert zuerkennen, der sich dann rechtlich eigentlich nicht mehr fassen läßt. Eine begriffliche Seiltänzerei liegt darin, hinter der sich der Wille verbirgt, um jeden Preis den Bruch mit dem Commonwealth zu vermeiden. Indien hatte vor einiger Zeit dieses seltsame Experiment vorgemacht. Als daher im November v. J. auch Pakistan die Staatsform der Republik wählte, war das Befremden darüber sogar in Großbritannien nicht mehr so groß. Man verzeichnete die Tatsache wie manche andere im großen Prozeß der kolonialen Auflösung mit wehmütigem Bedauern, erklärte sie jedoch für ziemlich bedeutungslos. Auch Pakistan selbst wollte damit durchaus keine Kampfansage an das Britenreich aussprechen.

Die erste große Garnitur der pakistanischen Staatsmänner lebt nicht mehr. Mohammed Ali Jinnah und Liaquat Ali Khan hätten vielleicht anders entschieden; vermöge ihres persönlichen Prestiges, das keiner der heutigen leitenden Politiker erreicht, hätten sie dann wohl auch die verfassungsgebende Versammlung zu einem anderen Entschluß gebracht. Jetzt hat offensichtlich Indien eine Rolle bei der Entscheidung gespielt, wie denn Indien bei sehr vielen Maßnahmen Pakistans maßgebend ist. Nicht als ob Indien direkte Macht eingeräumt würde, sondern aus anderen Gründen. Man will keinesfalls hinter Indien zurückstehen. Wenn der republikanische Status einen höheren Grad von Befreiung vom einstigen britischen Kolonialjoch darstellt

und Indien dies erreicht hatte, so wollte das pakistanische Selbstgefühl dasselbe haben. Beim Kampf um Kaschmir hatte sich zudem gezeigt, daß die Auffassung mancher, man habe einen direkteren Draht zu London und werde von dorthier wenigstens politisch unterstützt werden, getrogen hatte. Pakistan war ein wenig enttäuscht und zeigte es. Übrigens ist innerhalb der pakistanischen Bevölkerung das Interesse für diese Frage höchst gering. Auch die indische Presse reagierte darauf kaum, während sie sich lebhaft interessiert zeigte, als Ceylon den Union Jack einzog.

Ganz anders steht es dagegen mit dem „islamischen“ Charakter des Staates. Hier horchte die Presse des Nachbarlandes mit Recht auf; sie kommentierte die Entscheidung mit der mißtrauischen Feststellung, offenbar wolle also Pakistan seinen nichtmohammedanischen Minderheiten nicht ihr Recht geben, während doch Indien hierin völlig loyal sich verhalte. (Es gibt in Indien 35 bis 40 Millionen Mohammedaner, in Pakistan, vor allem in Bengalen, 11 Millionen Hindus, etwa zur Hälfte Kasten-Hindus und Unberührbare.) Auch in Pakistan selbst ist der islamische Akzent der Staatsführung Gegenstand allgemeinen Interesses. Fast ist er eine Selbstverständlichkeit, denn der Islam ist ja das einzige Band, das alle Staatsbürger zusammenhält — die Glaubensminderheiten ausgenommen — und es ist der Faktor, dem der Staat überhaupt sein Dasein verdankt (vgl. „Pakistan“, D.R. Heft 6/1951, S. 550 f.). Begeistertes Echo fand die Erklärung zum Islamstaat in der mohammedanischen Welt. Als Beispiel diene der Kommentar des Blattes der muselmanischen Brüder, der auch den Vorwurf der befürchteten Benachteiligung der Glaubensfremden aus der koranischen Lehre und Überlieferung heraus zurückwies. Wahrscheinlich ist diese Sorge in der Tat nicht begründet. Fanatismus wird vom Staat sicher nicht betrieben werden, die Frage kann nur sein, ob er ihn verhindert, wo er auftreten sollte. Interessant ist auch in diesem Zusammenhang, wie die betont islamtreue Presse Pakistans eben die Ideale dieser Lehre und Überlieferung deutet. Den Heiligen Krieg gelte es nicht mit dem Schwert, sondern mit der Seele zu führen, nicht gegen Feinde von außen, sondern gegen die inneren Feinde, besonders die Renegaten der religiösen Werte. Leider aber sei Pakistan vom Bild eines frommen, glaubenstreuen Staates weit entfernt, weil Unrecht, Autokratie und Ketzerei in ihm herrschten.

Hier kommt die Stimme derer zum Ausdruck, die es ernst meinen und nicht bloß das Lippenbekenntnis zum Islam ablegen. Sehr viel mehr hat es nämlich mit der Erklärung zum „Islamstaat“ nicht auf sich. Genau kann keiner sagen, was damit gemeint ist. Kein Gesetz, so heißt es, darf mit dem Koran und der Sunna, der Überlieferung, im Widerspruch stehen. Darin liegt eine Gewissensbindung des Parlamentes, wenn man will. Man könnte auch weiter gehen. Ein Gerichtshof von geistlichen Gelehrten (Ulemas), der die Gesetze auf die Übereinstimmung mit den religiösen Lehren überprüft, und zwar mit bindender Wirkung, ist nicht nur denkbar, sondern auch vorgeschlagen worden. Damit würde allerdings die Demokratie zugunsten einer Oligarchie theokratischer Prägung aufgegeben. Diesen Weg wollen aber allem Anschein nach die maßgebenden Leute innerhalb der verfassungsgebenden Versammlung nicht gehen. Mohammed Ali, der Ministerpräsident, gilt als ausgesprochener Modernist, der also bei aller Treue zum Islam den reaktionären Mollahs keinen übermäßigen Einfluß einräumen möchte. Es gibt immer wieder Vorstöße des „Mollahismus“ und gegen ihn. Die Macht der religiösen Führer ist hoch einzuschätzen, aber es sieht doch nicht so aus, als könnten sie letzten Endes bestimmend werden. Auch in ihren Reihen gibt es zudem Meinungsverschiedenheiten; als Beispiel sei die Stellung zur Agrarreform genannt, die von den einen mit dem Hinweis auf den Koran und

dessen positive Bewertung des Besitzes als einer göttlichen Gabe abgelehnt wird, während die anderen hier keine religiöse Hemmung haben und in einer Agrarreform vielmehr eine Voraussetzung dafür sehen, aus dem Land ein entwicklungsfähiges Gebilde zu machen. In der Weltpolitik gilt Pakistan als Säule der islamischen Staatenwelt. Aber im Lauf der Jahre ist es in der bedingungslosen Unterstützung der politischen Anliegen islamischer Länder und Volksgruppen, vielleicht unter dem Einfluß des geringen Erfolges, zurückhaltender geworden. Es ist bezeichnend für die realistische Betrachtung der Außenpolitik, die neuerdings in Karachi vorwaltet, daß ausgerechnet die Türkei ein Bündnispartner geworden ist, die wegen ihres „Laizismus“ als räubiges Schaf innerhalb der Islamwelt gelten muß. Die Moslem-Liga, deren Kampf der Staat Pakistan sein Dasein verdankt, ist jetzt, als eine Art autoritäre Staatspartei, die Hauptträgerin des Staatsgedankens. Sie führt noch immer, aber im März d. J. ist sie im Ostteil des Landes, in Bengalen, geschlagen worden von einer Koalition, in der sich religiöse Orthodoxe mit ausgesprochenen Linksgruppen verbanden. Dies allein zeigt, daß die Formel der „islamischen Republik“ nicht genügt, um Wesen und Grundkräfte Pakistans zu umreißen, und erst recht nicht, um seine Problematik zu deuten.

Indiens

Außenpolitik

Daß Indien seine besondere außenpolitische Linie hat, zu deren Komponenten asiatisches Ressentiment, gewisse Vorstellungen einer Mittlerstellung, einer dritten Front, ja auch Sympathien für China, trotz der von Tibet aus drohenden Gefahr, gehören, konnte man in den verschiedenen Phasen des Koreakrieges beobachten. Es ist aber jetzt, angesichts des Paktes zwischen der Türkei und Pakistan und der amerikanischen Hilfe für die pakistanische Aufrüstung besonders deutlich geworden.

Gewiß erstreckt sich der Groll auch darauf, daß es sich gerade um Pakistan handelt, mit dem die Beziehungen eben jetzt wieder wegen Kaschmir gespannt sind. Aber der Hauptgrund ist ein anderer: Das Neutralitätskonzept wird dadurch verdorben, denn wenn die USA Basen in Pakistan haben, könnte das nach indischer Befürchtung einen sowjetrussischen Angriff nicht nur auf Pakistan, sondern überhaupt auf den indischen Subkontinent auslösen. Die Möglichkeit, außerhalb zu bleiben und anderen die Rettung der freiheitlichen Welt, an der man gern teilhaben möchte, zu überlassen, wird dadurch gestört. Dahinter steckt ein Egoismus, den man auch da und dort im Zweiten Weltkrieg beobachten konnte, dessen Hintergrund aber den Beteiligten oft gar nicht bewußt ist.

Dazu kommt, auf der Basis einer gewissen asiatischen Solidarität (die freilich gegenüber Pakistan fehlt), die Vorstellung, daß man die westliche Kolonialpolitik kennt, die sowjetrussische aber bis jetzt nicht in die eigene Vorstellungswelt aufgenommen hat und, trotz Ablehnung des Kommunismus im Lande, weniger fürchtet. Man hat die Anschauung, daß der kommunistische Expansionismus, wenn er auch, nach dem alten Satz „Heiliger Florian, verschon' mein Haus, zünd' andre an“, Indien ungeschoren lassen soll, ein gutes Gegengewicht gegen die westliche Kolonialherrschaft darstelle, daß aber bei einer Niederlage der Sowjetunion in einem Kriege eine neue westliche Kolonialpolitik — infolge der Verschiebung des Gleichgewichts — einsetzen könnte, daß also, mit anderen Worten, ein russischer Sieg nicht einmal so schlimm sei wie ein amerikanischer Sieg.

In diese Erwägungen über Kolonialpolitik mischt sich freilich ein ganz klein wenig Scheinheiligkeit. So unerfreulich das Schauspiel war, das sich vor etwa sieben Jahren in Südafrika bot, als zur Freude weißer Rassisten, die den lachenden Dritten spielten, die Zulus in den Straßen von Durban die

Inder angriffen, so mißtrauisch sehen doch manche jene andere Frontenbildung an, die Inder und Schwarze in Kenya und in Guyana vereint. Indien schickt, viel stärker noch als Arabien, seinen Geburtenüberschuß in wachsendem Maße an die ostafrikanische Küste. Es gibt schon heute Politiker, welche die Neger warnen, daß der Imperialismus nicht an die weiße Hautfarbe gebunden ist — wie man schon an Japan sah. Wie im Sudan durch die Ägypter, so ist auch sonst die Patronisierung der Neger nicht ohne eigensüchtige Motive. Indiens Selbstbewußtsein ist erwacht. Die indische Linke mag gegen den Imperialismus an sich sein. Die indische Rechte ist gegen den weißen Imperialismus. Wenn die Weißen einmal Afrika verlassen, nur um den Indern Platz zu machen, ist das Los der Neger auch nicht gebessert. Indien hat vom Linken, Nehru, bis zum Rechten, Tandon, von den sozialistischen Nachbarn der Kongreßpartei zur Linken bis zu den nationalistischen Nachbarn der Kongreßpartei zur Rechten alle Möglichkeiten. Auch daran muß man denken, wenn man die Inder über Kolonialpolitik sprechen hört.

Am Bug steht „Wilhelm Pieck“

Es ist stiller geworden um die „Hochsee-Handelsflotte der DDR“, vielleicht deswegen, weil heute vordringlich kleinere Einheiten für die „Seepolizei“ gebaut und zum anderen Reparaturen an sowjetischen Schiffen ausgeführt werden müssen. Im Zuge des „Fünf-Jahres-Planes“ hatte man den Bau von vier Typen von Hochseeschiffen vorgesehen, darunter auch einen Typ von 9500 BRT. Und es werden nach wie vor auf den sowjetischen Werften Frachter gebaut, wenn sich auch das Schwergewicht auf den 1200-BRT-Typ, der nach einigen Veränderungen sehr schnell als Küstenschutzboot einsatzbereit sein kann, verlagert hat. Die Schiffe dieses Typs sind vorerst für den Ostsee-Dienst bestimmt, die 9500-BRT-Frachter für den Abtransport von Reparationen in Richtung UdSSR — unter sowjetischer Flagge natürlich.

In der sowjetischen Presse erscheinen des öfteren kurze Meldungen über den „Aufbau der Nationalen Handelsflotte der DDR“, man sollte sich jedoch hüten, derartige Berichte als Wahrheit hinzunehmen. Aus neuesten Informationen geht lediglich hervor, daß — entgegen allen Voraussagen — im vorigen Jahr die ersten größeren Frachtdampfer auf Werften in Rostock und Warnemünde fertiggestellt wurden. Im März 1953 lief der vierte 3000-BRT-Frachter auf der „volkseigenen“ Neptun-Werft in Rostock vom Stapel, während zwei weitere 9500-BRT-Handelsschiffe auf der Warnow-Werft in Warnemünde ihrer Vollendung entgegengingen. Daneben baut noch die „Mathias-Thesen-Werft“ in Wismar größere Einheiten des „Nationalen Schiffbau-Programms der DDR“, ist aber sonst durch Reparaturen an sowjetischen Kriegs- und Handelsschiffen weitgehend ausgelastet. Die „Volkswerft Stralsund“ und die „Peenewerft“ in Wolgast und fast alle anderen Werften in der Sowjetzone bauen kleinere Einheiten für die „Seepolizei“ oder stellen Ersatz- und Zubehörteile für die Schiffsbau-Betriebe her.

Die im Rahmen des „Nationalen Schiffbau-Programms der DDR“ bereits fertiggestellten Frachter — nach vorsichtigen Schätzungen dürften es 5 bis 7 Handelsschiffe mit je 3000 BRT und einige kleinere Küstenschiffe sein — wurden zwar großspurig als „deutsche“ Frachtdampfer angekündigt, sind jedoch unter sowjetischer Flagge in Dienst gestellt worden. Das gesamte Schiffbau-Programm der Sowjetzone bringt lediglich der Sowjetunion neuen Schiffsraum, ohne daß der „Deutschen Demokratischen Republik“ gestattet wird, eine eigene Handelsflotte aufzubauen. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß ein eigenes Staatssekretariat für Schifffahrt existiert.

Fast 80 000 Menschen arbeiten heute — trotz der angespannten Lage auf dem Material-Versorgungsmarkt — in den Betrieben des Schiffbaus, darunter

etwa 30 000 in den drei Schwerpunkt-Werften. Durch rücksichtslose Arbeitskräfte-Lenkung konnte diese hohe Zahl der Beschäftigten überhaupt nur erreicht werden, wobei in Verfolgung des „Plans“ ohne Bedenken Tausende von Facharbeitern an die Ostsee-Küste verpflanzt wurden. Den drei Schwerpunkt-Werften in Rostock, Warnemünde und Wismar wurden im Jahre 1953 fast 75 Millionen Ostmark für den weiteren Ausbau und die Errichtung neuer Werkhallen zur Verfügung gestellt. Mit Hilfe dieser Mittel sollte vor allem die Baukapazität erhöht werden.

Nach Jahren der planlosen Investitionen haben die sowjetdeutschen Regierungsstellen anscheinend begriffen, daß sie mit erfolgreich arbeitenden Großwerften, die in aller Stille entstehen, unter Umständen dem westeuropäischen Schiffbau wertvolle Aufträge entziehen können. Dies kann allerdings nur dann geschehen, wenn die Sowjets Aufträge westlicher Reedereien genehmigen oder den „Volksdemokratien“ gestatten, Schiffe von sowjetdeutschen Werften bauen zu lassen. Eines steht fest, wenn die Werften der Sowjetzone nach den bisher bekannten Plänen weiter reorganisiert und weiter ausgebaut werden, dürften sie bald zu den modernsten Europas gehören. Für eine derartige Voraussage gilt aber immer die Einschränkung, daß das nur dann möglich ist, wenn sämtliche Engpässe in der Materialbeschaffung überwunden werden können. Und das scheint nicht der Fall zu sein.

Mehrere tausend junger Menschen werden heute auf verschiedenen Seefahrtsschulen, den Ingenieurschulen in Wismar und Rostock und auf der schiffbautechnischen Fakultät der Universität Rostock theoretisch auf ihren künftigen Seemannsberuf vorbereitet. Für die praktische Ausbildung auf hoher See stehen allerdings nur das Segelschulschiff „Wilhelm Pieck“ und die vorhandenen kleineren Einheiten der „Seepolizei“ zur Verfügung. Es ist jedoch damit zu rechnen, daß in nächster Zeit weitere Schulschiffe in Dienst gestellt werden und die seemännischen Fachgruppen der „Gesellschaft für Sport und Technik“ die Grundausbildung übernehmen.

Verlorene Kunstschätze

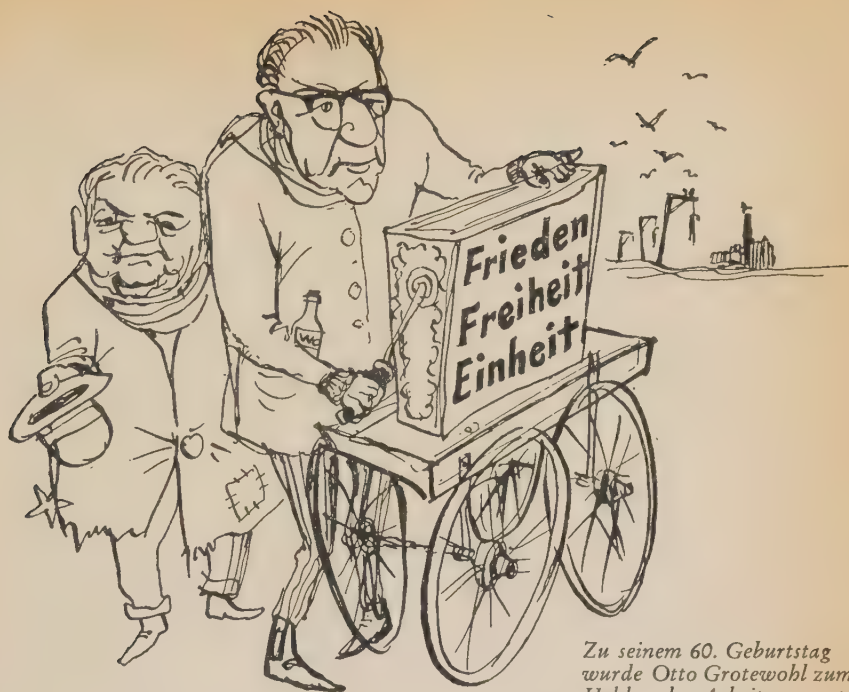
Zu den bitteren Folgen der Herrschaft der Sowjets über einen großen Teil Deutschlands gehört ihr Griff nach deutschen oder in deutschem Besitz befindlichen Kunstschätzen von Weltgeltung. Anlässlich der Zerstörung des Berliner Schlosses haben wir schon einmal (in Heft 7/1952) und nach der „Rückgabe“ der Dresdner Porzellansammlung wiederum (in Heft 12/1953) auf das sowjetische Verhältnis zur Architektur und Kunst in Deutschland auf Grund von Einzelfällen hingewiesen.

Der Krieg selbst hatte dank den umfassenden Schutzmaßnahmen der deutschen Museen und Kirchen nur einen erstaunlich geringen Schaden an den Kunstschätzen in Deutschland angerichtet. Ein zusammenfassender Bericht des Bundesministeriums für gesamtdeutsche Fragen über „Die Verluste der öffentlichen Kunstsammlungen in Mittel- und Ostdeutschland 1943—46“ gibt nun erstmals Aufschluß darüber, was — zum größten Teil unmittelbar nach Einstellung der Kampfhandlungen und in den weiteren Monaten des Jahres 1945 — von den Sowjets aus Deutschland verschleppt worden ist — „sichergestellt“, wie es zunächst hieß, bis im Spätsommer 1945 auch offiziell die Bezeichnung „Beute“ eingeführt wurde. Der Raub privaten Gutes ist hierbei nicht einmal berücksichtigt. Diese Zusammenstellung ergibt ein erschütterndes Bild:

Die Berliner Sammlung antiker Skulpturen, das Münzkabinett, das Schinkelmuseum und das Zeughaus existieren nicht mehr, die Gemälde-

galerie des Kaiser-Friedrich-Museums hat den vierten Teil ihrer Bilder verloren. Die ägyptische Abteilung hat ihre gesamte Großskulptur eingebüßt, aus der ostasiatischen Kunstabteilung wurden alle Skulpturen und wertvolle Teile des Kunstgewerbes abtransportiert. Das Kupferstichkabinett hat erhebliche Teile seines Bestandes eingebüßt. Schloß Charlottenburg hat schwere Verluste erlitten, Schloß Monbijou wurde durch Brand vernichtet, ein wesentlicher Teil des kostbaren Inventares abtransportiert. Das Stadtschloß Potsdam wurde vernichtet, wertvolles friederizianisches Mobiliar aus Sanssouci verschleppt. In Dresden wurden die Gesamtbestände des Grünen Gewölbes, der Münzsammlung und des Historischen Museums abtransportiert. Aus der Gemäldegalerie wurden mehr als 1560 Gemälde verschleppt, aus der Modernen Galerie 177 Bilder. Fast der gesamte Bestand des Kupferstichkabinetts wurde abtransportiert. Die kleineren Kunstsammlungen in Dessau, Gotha, Halle, Leipzig, Meißen und Wörlitz erlitten ebenfalls schwere Verluste. Über die ostdeutschen Sammlungen, aus dem Gebiet jenseits der Oder-Neiße-Linie, liegen kaum exakte Nachrichten vor.

920 000 Kunstwerke sind nach einer sowjetischen Erklärung aus Deutschland verschleppt worden, wie dem soeben erschienenen Buch von *H. H. Pars „Noch leuchten die Bilder“* (Stuttgart, Victoria Verlag. 382 S. DM 14,80) zu entnehmen ist, das außer dem Bericht über die Schäden durch Krieg oder Kriegsfolgen des Zweiten Weltkrieges auch ausführlich Schicksale von Bildern und Kunstwerken in früherer Zeit schildert — in sachkundiger, aber leicht lesbarer, anekdotengewürzter Form. Aber hier wird auch berichtet, was in Westdeutschland und Österreich, z. T. in buchstäblich letztem Moment und unter persönlichem Einsatz mutiger Museumsleiter und ihrer Helfer, gerettet werden konnte — während in die Sowjetunion, um nur ein Beispiel zu nennen, bei einem einzigen Transport verschleppt wurden: die Sixtinische Madonna von Raffael, die Heilige Nacht von Correggio, der Zinsgroschen von Tizian, die Ruhende Venus von Giorgione, 16 Rembrandts, darunter das Selbstbildnis mit Saskia, ferner Bilder von Palma Vecchio, Tintoretto, Veronese, Rubens, Ruysdael, Murillo, Velasquez, und dann von den neueren, Caspar David Friedrich, Manet, van Gogh, Renoir, Degas, insgesamt 1700 Werke. Sie alle sind verschollen, man hat nie wieder etwas von ihnen gehört, wir wissen nicht einmal, ob sie wenigstens Museen in der Sowjetunion eingegliedert wurden. Das Schweigen, das sie umgibt, spricht dafür, daß sie ihre Ziele nie erreichten — denn hier wie bei so manchem anderen Raub in der ersten Nachkriegszeit ging es den Eroberern um das Rauben an sich, nicht so sehr um den späteren Besitz des Geraubten. So muß ein entscheidender Teil dieser Kunstwerke als endgültig verloren nicht nur für Deutschland, sondern für die Welt angesehen werden.



*Zu seinem 60. Geburtstag
wurde Otto Grote wohl zum
Helden der Arbeit ernannt*

Vor 80 Jahren in der Deutschen Rundschau

Die Beschießung einer mecklenburgischen Brigg an der cantabrischen Küste durch carlistische Strandräuber hat auch im letzten Monat wieder die deutsche auswärtige Politik in den Vordergrund gestellt. Ein solcher Unfall gehört zu jenen Dingen, welche sich nicht wohl vorhersehen lassen. Deshalb sind auch alle jene Vorwürfe schwerlich begründet, welche das deutsche Marineamt trafen, ob der vorzeitigen Abberufung der beiden im biscayischen Meere stationirten Kanonenboote . . .

Der an dieser Stelle schon in der letzten Rundschau angedeutete Wechsel der Dinge in Spanien hat sich inzwischen auf unblutige und doch auf die landesüblich militärische Weise vollzogen. Der jugendliche König Alphons XII. ist in Madrid eingezogen. Seine Person bot noch die einzige Lösung, welche in dem zerklüfteten und der ewigen inneren Ruhelosigkeit müden Lande einige Aussicht auf Erfolg besaß. Don Alphons, ein modern-gebildeter Bourbon, betritt den mit besten Vorsätzen gepflasterten Königsweg. Mit demselben glatten Material ist freilich auch der Weg nach weniger glückseligen Endzielen gedielt. Es ist ein Glück, daß die Mutter des jungen Monarchen sich wenigstens vorläufig fernhält. In der Günstlingswirthschaft, von welcher die vielgeschmähte Frau sich niemals hat ganz trennen können, ist die größte Gefahr für ihren Sohn zu erblicken. Nicht ohne Humor erscheint die Lage des heiligen Vaters gegenüber den beiden spanischen Legitimitäten; hat er doch erst diejenige des Don Carlos und neuerdings diejenige Alphonso's mit seinem Segen bedacht. Für welche soll er sich entscheiden, da beide legitim sind?

(Jahrgang 1, Heft 5. Politische Rundschau)

Berliner Liebesgeschichte 1945

Erzählung

Im Jahre 1945 las ich in New York jeden Tag in amerikanischen Zeitungen, deutsche Mädchen kosteten jetzt nur ein paar Zigaretten. Diese Verallgemeinerung verstimmte mich. Ich dachte: „Es wird auch noch andere deutsche Mädchen geben“ und schrieb diese „Berliner Liebesgeschichte 1945“. In dieser Erzählung würde alles wahr sein, auch wenn sich nichts davon ereignet hätte.

L. F.

Der Arzt, schon zitternd vor Überarbeitung, hatte Carola schließlich schreiend erklärt, warum in keinem Berliner Hospital ein Bett zu finden sei für einen Patienten, der nur Lungenentzündung habe. Und sie solle ihn nur richtig verstehen — er sähe jetzt ganz davon ab, daß sie nicht bezahlen könne. Tausende mit schweren Kriegsverletzungen und tausende schwerverletzte Opfer der Flugangriffe lägen auch jetzt noch in Notbaracken und in Kellern, und jeden Tag stürben Dutzende, die bei Hospitalpflege gerettet werden könnten. „Gehen Sie mit geschlossenen Augen durch die Welt?“

Sie hatte ihren Bruder, der zusammen mit drei alten Männern in einem Keller in Wilmersdorf wohnte, so gut es ging gepflegt. Der Siebzehnjährige war mit Hilfe jenes Arztes in sechs Wochen genesen. Aber während ihres Dankbesuches hatte der Arzt zu ihr gesagt: „Ich sah, daß Sie eine vernünftige Person sind. Deshalb mache ich Ihnen nichts vor. Ihr Bruder war schon einmal als Kind tuberkulös und ist jetzt, nach der Krankheit, sehr geschwächt und deshalb besonders anfällig. Es ist auszurechnen, wann er hoffnungslos schwindsüchtig sein wird, wenn er noch länger im Keller lebt und weiter so ungenügend ißt wie bisher. Nur von einer Gefahr zu sprechen, wäre in diesem Falle leichtfertig. Vielleicht ist er zu retten, wenn Sie ihn jetzt aufs Land schicken, zu einem Bauer, wo er gute Luft und viel Sonne hat und hin und wieder auch ein Glas Milch und ein Ei bekommen kann.“

Carola, die in den sechs Wochen alles Verkäufliche verkauft hatte, zuletzt auch noch ihren Hut, einen Kochtopf aus Aluminium und zwei Handtücher, war vom Arzt ratlos und verzweifelt wieder in den Keller gegangen. Angesichts des hautüberzogenen Skeletts auf der Matratze hatte sie plötzlich einen Entschluß gefaßt. Um ihn nicht mehr zurücknehmen zu können, hatte sie den Bruder sofort getröstet mit der Lüge, sie habe im Schutt des Elternhauses den Schmuckkasten der Mutter gefunden. Die drei Halsketten — nur aus farbigem Glas, er werde sich

wahrscheinlich erinnern — seien ja wenig wert. Aber für den kleinen Brillantring bekäme sie sicher so viel, daß er den Sommer auf dem Land verbringen könne.

Carola entstammte einer alten Berliner Beamtenfamilie. In ihrem Geburtshaus, in der Nähe des Savignyplatzes, hatte ihr Großvater einmal im Jahr Kaiser Wilhelm empfangen.

Das Haus war zerstört. Die Bombe hatte auch die Kellerdecke durchschlagen. Carolas Eltern waren im Keller getötet worden. Der Vater, der als hoher Beamter im Auswärtigen Amt gearbeitet hatte, auch während der Nazierrschaft, war ein Antisemit gewesen und nur aus Standsdünkel nicht Mitglied der Partei geworden.

„Kein Unterschied“, hatte Carola einmal während des Mittagessens in der Erregung zum Vater gesagt. Das war zu der Zeit gewesen — nach der entscheidenden Niederlage in Stalingrad — als schon ein beträchtlicher Teil der deutschen Jugend zu denken begonnen hatte, beeindruckt und belehrt von hunderttausenden Kriegsverletzten und von rabiaten Frontsoldaten auf Urlaub.

In dem Bruchteil des Hauses, der noch stand, war die Vorratskammer, in die man nur von der Küche aus hatte gelangen können, erhalten geblieben. Die Küche war glatt weggeschnitten worden. Carola konnte die winzige Kammer nur von außen über eine Leiter erreichen. Da die Decke — drei zersprungene Zimmertüren, nebeneinander gelegt — den Regen durchließ, wurden die Wände nie ganz trocken, auch wenn es längere Zeit nicht regnete. In der Frontwand war ein glasloses rundes Luftloch, das aussah wie eine Schiffsluke. Darunter stand die Waschschüssel mit der Wasserkanne. Für einen Stuhl war kein Platz. Die Matratze lag auf dem Boden.

Seit jenem Tage, da Carola den Entschluß gefaßt hatte, das Einzige, das sie noch besaß, zu verkaufen, um den gefährdeten Bruder retten zu können, waren schon zwei Wochen vergangen. Sie war immer wieder zurückgeschreckt und vor Entsetzen erstarrt unter der Vorstellung und hatte es jedesmal auf den nächsten Tag verschoben. Der Blick des Bruders verfolgte sie.

Carola kniete auf der Matratze, vor dem Spiegel an der Wand. Sie breitete den schwarzen Schleier, mit Punkten aus silbergrauem Seidenfilz, über das Haar und band hinten eine Schleife. Die Enden hingen über den Nacken hinunter, zusammen mit dem länglichen Haarknoten, dunkelbraun und dicht geflochten. Ihre Lippen waren blaß, und die felsgrauen Augen in dem zu schmal gewordenen Gesicht schienen sich vergrößert zu haben.

Sie dachte daran, daß schon oft Männer versucht hatten, sie auf der Straße anzusprechen. Aber da habe sie ja noch viel besser ausgesehen und sei auch noch gut angezogen gewesen. Sie tat Puderdose und Lippenstift wieder zurück in die Handtasche, ohne sich in dieser Sekunde bewußt zu sein, daß sie das Schminken unterließ, damit kein Mann sie anspreche. Es war ihr letzter Fluchtversuch.

Aber die dünne Gestalt im schwarzen Kleid mit geraden und wohlgeformten Beinen sah trotz der blassen Lippen anziehend und ergreifend aus, als sie, ein wenig vornüber gebeugt, die schon abendliche Straße zögernd hinunterschritt in weiblich engem Gang. Sie war erst einundzwanzig.

Als ein Mann ihr entgegenkam, senkte sie die Lider und ging schneller. Alles in ihr verkrampfte sich. Sie flüchtete in eine Seitenstraße, die menschenleer und fast ganz zerstört war, und blieb schließlich stehen, ein schwarzer Strich im Schutt. Der Mann hatte ihr verwundert nachgesehen und war weiter seines Weges gegangen.

Aus Ruinen am Kurfürstendamm, die unten mit Bretterwänden verschlagen waren, kamen Kellner heraus, das Tablett auf der Handfläche. Es war ein schöner Juliabend. Die Gäste saßen vor den Cafés im Freien, Kopf an Kopf. Es gab nichts. Aber es war kein Krieg mehr. Tausende, zum Teil noch elegant gekleidet, zum Teil in Lumpen, spazierten in ununterbrochenem Strome auf und ab, und die Männer fanden, was sie suchten. Das gab es noch, es gab mehr käufliche Frauen und Mädchen als je zuvor, und sie waren billig.

Diesen Teil ihrer Aufgabe, einen Mann zu finden, der imstande und bereit war, ihr die nötige Summe zu geben, genug, um ihr Opfer sinnvoll zu machen, hatte Carola ganz außer acht gelassen. Sie hatte nie daran gedacht, daß sie sich vielleicht zwei Männern überlassen müsse oder drei oder zehn.

Die Männer, die hier suchten, waren geübt. Sie erkannten die Willfähigen schon am Gang, an der Haltung, an einem kurzen Streifblick. Auch das dünne Mädchen im schwarzen Kleid, ohne Hut, das die Lider gesenkt hielt, wurde geprüft. Sie fiel aus dem Gesamtbild. An ihr war etwas Besonderes. Die Erscheinung war irritierend. Aber es war unsicher. Dafür hatten sie keine Zeit, und die Auswahl war groß. Verwilderte junge Burschen, die jede anpöbelten und nur zu diesem Zweck hierher gekommen waren, riefen auch ihr im Vorübergehen freche Wörter zu.

Er war ihr eine Weile gefolgt, hatte sie schließlich überholt und an sich vorbeigehen lassen und ging jetzt wieder hinter ihr. Der Gesichtsausdruck, vor allem, hatte ihn beeindruckt. Er dachte: „Wie schön sie die Füße setzt“, und ließ den Blick bewundernd an ihrer Gestalt emporgleiten zu dem Gebilde des Schleiers und des dunklen Haarknotens im Nacken. Ihr Kopf war schmal, und sie hielt ihn gesenkt.

Michael, der ein paar theoretische Werke veröffentlicht und an der Berliner Universität als junger Dozent über Nationalökonomie gelesen hatte, war nach dreizehn Jahren Emigration, in Paris, London, Madrid und New York, vor einigen Tagen nach Berlin zurückgekehrt. Er hatte die Zeichen des Kampfes um den Wiederaufbau seines zertrümmerten Lebens im scharfen Gesicht und in den Augen die Welt. Michael war zweiundvierzig.

Zuerst wich sie, wie immer, wenn ein Mann sie auf der Straße angesprochen hatte, abwehrend zur Seite, unwillkürlich. Sie hatte den Im-

puls, schneller zu gehen. Aber die Qualen dieser zwei Wochen des Hinausschiebens hatten gewirkt. Sie widerstand dem Impuls. Er hatte gefragt, was da gefragt werden konnte. Ob sie erlaube. Da sie neben ihm bleibt, ist sie offenbar einverstanden. Er hatte das Gegenteil befürchtet und war überrascht und erfreut.

Michaels Frau war 1940 in Frankreich in einem Konzentrationslager umgekommen. Es war der schwerste Schicksalsschlag seines Lebens gewesen, und er hatte erfahren müssen, daß ihm in seiner trostlosen Vereinsamung nichts anderes helfen konnte als Zeit. Erst nach Jahren hatte er Frauen wieder als Mann angesehen, in der Hoffnung, zu finden, was er suchte. Und obwohl er sich unzählige Male gesagt hatte, Suchen helfe nicht, es müsse „die“ Begegnung sein, war er trotz vieler Enttäuschungen weiter suchend durchs Leben gegangen.

Carolas Erscheinung hatte ihn beeindruckt. Aber er fragte sich vergebens, was es sei, das ihn so besonders berühre. Nach einer Weile sagte er schließlich: „Wollen Sie den Mann, dem Sie erlauben, Sie zu begleiten, nicht zuerst einmal ansehen?“

Sie tat es. Das Übermaß an Entsetzen und Angst in ihrem starren Blick veranlaßte ihn, stehenzubleiben. „Fühlen Sie sich nicht wohl? Was ist Ihnen?“

Sie sah nur wieder zu Boden und ging weiter neben ihm her. Da sagte er: „Ich jedenfalls tue Ihnen nichts.“

An manchen Stellen war das Gedränge so dicht, daß sie nur im Zickzack durchkommen konnten. Er faßte sie leicht am Oberarm und bog ab in eine Querstraße. Vor einer winzigen Konditorei, in der er — vor hundert Jahren, dachte er lächelnd — Teile seiner Doktorarbeit geschrieben hatte, blieb er stehen und deutete. Ob es ihr recht sei. Es wurde ihr erst Sekunden später bewußt, daß sie genickt hatte.

Die Wirtin sagte: „Es gibt nur Limonade“, und brachte zwei kleine Flaschen voll giftgrüner Flüssigkeit. Sie waren allein in der Konditorei und saßen einander gegenüber. Carola starrte, den Kopf zur Seite gedreht, wie eine Geisteskranke zu Boden.

Er fragte: „Sagen Sie mir, Kind, warum erlauben Sie mir, mit Ihnen zu gehen, wenn es Sie so verstört?“

Niemals wird sie es über die Lippen bringen. Ihr Gesicht wurde starr wie eine Gipsmaske.

„Möchten Sie lieber allein sein?“

Es war das erste Wort, das sie sprach, sie fragte zurück, plötzlich bis ins Herz gelähmt, warum er sie angesprochen habe.

Er antwortete erst nach einer Pause. „Weiß man das? Wenn ich ehrlich sein darf — ich weiß es noch nicht. Sie sind ein ernstes und ein sehr schönes Mädchen. Ich wollte Sie kennenlernen.“ Und da sie Kopf und Schultern wie im Krampf von ihm abwandte: „Sind Sie mir jetzt böse?“

Sie saß schon wieder straff aufrecht, die Arme an sich gepreßt. Sie schüttelte den Kopf. Er fragte sich von neuem, was es sei, das ihn so berühre. „Weil sie schön ist? Die Anmut, wie der Hals aus dem Ausschnitt steigt? Wie sie den Kopf trägt? Oder sind es die Gesichtszüge?“

Das Tischchen war hellrot lackiert und nur dreißig Zentimeter breit. Sie preßte die gefalteten Hände auf die Kante. Die Unterarme fielen senkrecht ab.

Er konnte nicht widerstehen, er strich über die verkrampften Hände und suchte dabei ihren Blick. Sie vergaß ein paar Sekunden alles, sie wich unwillkürlich zurück, als dächte sie: „Wie kann er sich das erlauben, er kennt mich erst zehn Minuten.“

Michael sagte, in der vagen Hoffnung, daß sie es sein könnte: „Wir sollten einander öfter sehen, dann werden Sie mehr Vertrauen zu mir haben. Soll ich Sie jetzt heimbringen?“

Da wurden ihre Lippen grau. Alles Blut hatte das Gesicht verlassen. Die Augen, auf ihn gerichtet, waren blicklos wie die gebrochenen Augen des Todes. „Sie können mit mir kommen, wenn Sie mir Geld geben.“

Er stürzte herab, überschwemmt von einer Welle der Enttäuschung und des Abscheus. Michael erkannte erst jetzt, wie tief er von ihr beeindruckt gewesen war. Und daß er Gefühl an sie verschwendet hatte, schnürte ihm den Hals zu. Es nützte ihm nichts, daß er sich sagte, vielleicht tut sie es aus Not und hat es vielleicht schon aus Not getan. Er war kein sentimentaler Mann. „Sie können mit mir kommen, wenn Sie mir Geld geben. All right, die Erde dreht sich. Sie hat sich auf den Rücken gelegt.“

Zwanzig Dollar, in Mark umgewechselt, waren mehr, als sie brauchte. Er schob sie in ihre Handtasche. „Gehen wir?“

Hier standen, zwischen Ruinen, einige Häuser, die unbeschädigt waren. Sie hatten nur ein paar hundert Schritte zu gehen. Niemand begegnete ihnen.

„Sie hat es ihm gesagt. Jetzt wird es geschehen. Es ist Selbstvernichtung.“ Aber sie fühlte nichts mehr. Sie war schon gefühlstot.

Der Schutthaufen — auch die Außenmauern standen nicht mehr — sah im Dunkeln aus wie ein krepierendes Riesentier. Sie deutete auf die Leiter. Er fand es komisch, daß er eine Leiter hinaufzusteigen hatte. „Und warum steigt sie nicht vor ihm hinauf? Ein Rest von Schamgefühl?“

Carola hatte in letzter Sekunde gedacht: „Fortrennen, wenn er oben ist.“ Sie stieg hinauf.

Es wurde kein Wort gesprochen. Die Kerze hatte sie angezündet und die Tür geschlossen. Ihre Glieder waren starr, wie mit Stahlketten zusammengepreßt. Etwas in ihr, über das sie keine Macht hatte, verschloß ihren Körper.

Plötzlich taumelte sie auf die Matratze. Die Muskeln entspannten sich. Der Körper erschlaffte. Der Kopf fiel haltlos ins Profil. Das Gesicht war leichenfahl geworden.

Zuerst glaubte er, sie sei tot. Er horchte das Herz ab. Es klopfte. Über der Wasserkanne lag ein zusammengefaltetes Handtuch. Er drückte die Kompresse auf die Stirn, sein nasses Taschentuch auf die Brust über dem Herzen und zog den Rock tiefer über ihre Knie herunter. „Ein Arzt ist jetzt nicht zu finden. Es würde Stunden dauern, und ich kann sie nicht allein lassen.“ Er wartete länger als zwanzig Minuten, mehrmals die Kompressen wechselnd — die Ohnmacht war tief.



Zeichnung: Toni Merz

Die Tür hatte er aufgezogen, so weit es die Matratze zuließ. Es war eine helle Mondnacht. Die totenstille riesenhafte Stadtruine war in ihrer Schauerlichkeit von erhabener Schönheit. Der Vergleich mit dem leichenfahlen Gesicht auf der Matratze stellte sich von selbst ein, als er es ansah. In derselben Sekunde wußte er, daß sie noch unberührt war. „So einfach, wie ich gedacht habe, ist es also nicht, dem Himmel sei Dank.“ Er setzte sich neben sie und nahm ihre Hand. Das Gefühl für sie war eigenmächtig wieder eingezogen. Er wehrte sich nicht.

Ihre Lider zitterten. Sie schlug sie auf und blickte ihn so ruhig an, als dächte sie: „Wenn man tot war, fürchtet man sich nicht mehr vor den entsetzlichen Dingen.“ Aber die Geste, die jetzt das Leben tat, erschütterte sie — er hatte ihr übers Haar gestrichen.

Sitzend hob er sie ein wenig hoch und bettete ihren Kopf zu sich. Sie erklärte ihm alles mit einem Satz und lag dabei schon gut weich bei ihm, den Scheitel unter seinen Lippen.

Sie dachte noch, schon entrückt: „Jetzt könnte ich ihm angehören“, und schlief bei ihm ein.

Drei Wochen später waren sie verheiratet.

Urwald in der großen Stadt

Erzählung

Dhlomo gehört zu einer Mannschaft, die in der Nähe des Johannesburger Bahnhofes Schienen verlegt.

Dreißig Eingeborene stehen an einer Schiene entlang, auf jeder Seite fünfzehn. Sie haben die Last drei Schritte weit getragen und langsam abgesetzt. Während sie sich Scherzworte auf Zulu zurufen, lachen sie laut und unbekümmert. Sie denken nicht an den Hunger, der sie heute morgen gequält hat; sie denken nicht an die Müdigkeit, die heute abend ihre Glieder schwer machen wird; sie stehen da, wo sie augenblicklich stehen müssen, und tun, was sie augenblicklich tun müssen. Das ist so. Sie fühlen es, ohne ihr Gefühl in Bewußtsein umzusetzen. Wenn sie denken, so denken sie nicht mit dem Hirn, sondern mit dem Blut, mit den Nerven, mit den Sinnen, mit dem ganzen Körper — ohne Verpflichtung, ohne Schlüsse zu ziehen, an nichts gebunden. Denken und dasein, das ist für sie eins.

Der schwarze Vorarbeiter wartet eine Weile, denn Warten ist ein Teil der Arbeit. Dann stößt er einen langgezogenen Laut aus, der wie ein Ruf aus dem Walde klingt. Monoton beginnen die Arbeiter zu singen. Gleichmäßig beugen sich die nackten Oberkörper nach vorn, und die Hände fassen das lange Eisenstück. Der rhythmische Singsang bestimmt das Arbeitstempo und macht vergessen, wie schwer eine Schiene ist. Ein einfacher, kurzer Gedanke wird zehnmal, zwanzigmal, hundertmal wiederholt. Etwa: „Der Kraal ist weit von hier.“ Oder: „Eine schöne Frau kostet zwölf Rinder.“ Oder: „Das lange Eisen ist schwer.“ Die dunkle Haut, über die der Schweiß rinnt, glänzt in der brennenden Sonne.

Ein weißer Aufseher erscheint und spricht aufgeregt mit dem Vorarbeiter. Die Arbeiter grinsen gutmütig. Plötzlich hat ihr Lied einen anderen Text. Etwa: „Der weiße Mann schreit wie ein Schwein.“ Oder: „Wir werden das Blut der weißen Hunde vergießen.“ Das klingt böse, aber es bedeutet nichts. Was sie sagen und tun, ist unverbindlich, ohne Absichten, ohne Folgen. Daß der weiße Mann sterben muß, haben sie schon als kleine Kinder im Kraal gelernt. Ihre Väter und Großväter und die Medizinmänner haben es bei den Festen und Kriegstänzen gesungen. Es wird so vieles gesungen . . .

Nach der Arbeit nimmt Dhlomo seinen staubzerfressenen, verschwitzten Hut ab, um die Nässe mit seinem Halstuch auszuwischen. Dann zieht er sein Kattunhemd über und schlüpft in seine löchrige Jacke. Bei den Be-

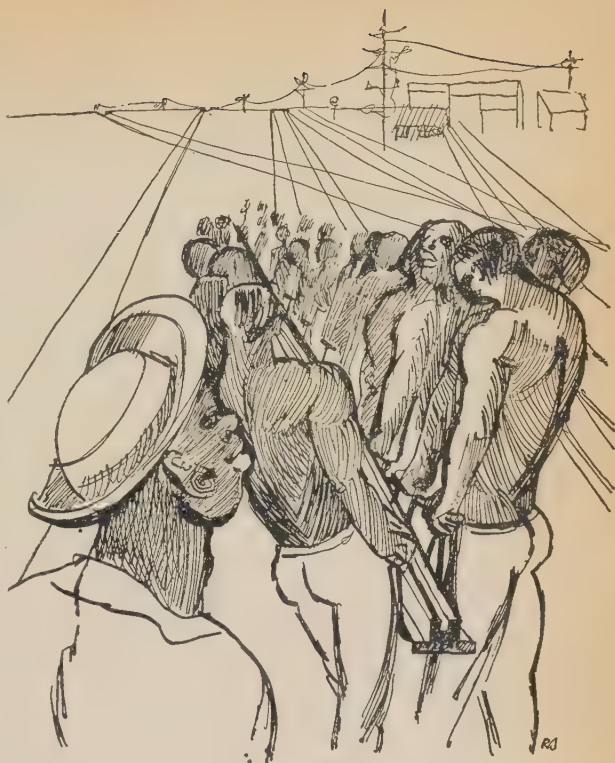
wegungenschlenkern seine durchbohrten und stark erweiterten Ohrläppchen, in die eine dicke bunte Scheibe eingesetzt ist, ruckartig hin und her. Hose und Jacke hängen schlotternd an seinem mageren Körper.

Müde macht er sich auf den Nachhauseweg. Der Hunger beißt ihn, aber er geht deswegen nicht schneller. Irgendwann wird er im „Compound“ ankommen. Dort wird er vor der Gemeinschaftsküche eine Zeitlang anstehen. Schließlich wird er sich seinen Blechtopf füllen lassen. Die Mahlzeit besteht in der Hauptsache aus

dickem Maismehlbrei. Er wird ihn mit den Fingern in sich hineinstopfen, wie er es vom Kraal her gewöhnt ist. Es gibt auch etwas Fleisch und Gemüse, jedoch den größten Teil davon verkauft er für ein paar Pence an einen dicken, nimmersatten Arbeitskameraden. Er hätte das nicht nötig und könnte sich sogar von seinem Lohn Zusätze zum Essen kaufen. Aber damit ist es seit längerer Zeit vorbei. Denn er hat sich eine Gitarre gekauft.

Die kleinen Raten für die Abzahlung sind gar nicht so klein, denn der Lohn ist gering, die Miete ist teuer, es gibt alte Schulden, immer kommen Nebenausgaben hinzu, und plötzlich ist das Geld weg. Nun ja — mehr Geld, als für die Rate übrigbleibt, hat er nicht. Es käme ihm nie in den Sinn, darüber nachzugrübeln, daß es anders sein könnte.

Er hat die erste Rate umständlich in die Hand des hellhäutigen Händlers gelegt, aber die Gitarre, die er nach langem Zögern ausgesucht hat, gehört ihm noch nicht. Doch, sie gehört ihm, aber er darf sie erst mitnehmen, wenn der volle Preis bezahlt ist. Es ist nicht wie bei den Weißen, die alles — Kleidung, Schmuck, Möbel, Häuser — auf Abzahlung kaufen und sofort in Gebrauch nehmen können. Sie genießen Vertrauen, diese Weißen, es bedeutet kein Risiko, ihnen Geld oder Werte zu geben, sie



verschwinden nicht von der Arbeitsstelle, weil sie plötzlich Sehnsucht nach ihrem Kraal haben.

Die Händler wissen mit den Eingeborenen umzugehen. Eine Gitarre? Hier, ein wunderschönes Instrument, mit aufgemalten Figuren und den besten Stahlsaiten, ein Märchen, eine Pracht, eine Quelle der Lust, und billig, so billig, fast geschenkt, du brauchst sozusagen nichts dafür zu geben, denn du ziehst die Rate gleich bei der Lohnzahlung ab, und dann merkst du es gar nicht. Oder willst du lieber eine von diesen kleinen sechseckigen Ziehharmonikas, mit denen man ein Mädchen verzaubern kann?

Dhlomo hat die Gitarre abbezahlt. Nächste Woche wird er wieder viel Geld haben, und dann wird er einen großen Fetzen Fleisch zu seinem Maisbrei essen. Und am Tag darauf wird er wieder einen großen Fetzen Fleisch essen. Er hat bei dem Gedanken kein Gefühl von Vorfreude, Hoffnung oder Sehnsucht. Das viele Fleisch ist bereits eine Tatsache. Zukunft ist für ihn eine Art Gegenwart, sonst würde er sich nicht mit ihr befassen. Das Fleisch, das er essen wird, ist etwas vollkommen Sicheres, eine Gewißheit — wie die, daß es eines Tages regnen wird.

Dhlomo geht durch die Straßen von Johannesburg, wie seine Vorfahren durch den tropischen Urwald gegangen sind. Die hohen Häuser sind Riesenbäume, zwischen denen sich enge Pfade hinziehen, aber tausend Sterne leuchten, Menschen streifen vorbei wie scheues Wild, es rauscht und raunt und summt und schreit, immer dichter wird das Unterholz, immer drängender, immer gefährlicher das wogende Atmen der Wildnis.

Unbefangen wie ein Schlafwandler geht Dhlomo dahin. Er stößt niemanden an, obwohl er niemandem ausweicht. Sein Kopf ist erhoben, seine Augen sind ins Nichts gerichtet, aus seinem unbeteiligten Blick sprechen Traum und Ruhe und Sicherheit. Langsam streichen seine Finger über die Saiten der Gitarre. Immer wieder dieselben drei Akkorde, die wie das Leben sind und alles sagen, was man sagen kann. Unermüdlich wiederholt er sie, und mit unbewußtem Lächeln lauscht er ihrem Wohlklang. Er merkt es nicht, daß einige Leute ihn neugierig anschauen, und wenn er es doch einmal merkt, so macht er sich nicht das geringste daraus. Er ist allein auf der Welt, allein im Urwald, ohne Schicksal, ohne Angst, ohne Zeit, ein Stück Leben, ein Stück unvergängliche Natur.

Am Abend zieht er sich das verschwitzte Hemd und die staubigen Arbeitsschuhe aus. In dem großen gemeinschaftlichen Waschraum spielt er wie ein Kind mit dem Wasserstrahl.

Nachdem er sein Hemd wieder angezogen hat, holt er behutsam, liebevoll die kostbare Gitarre hervor und hängt sie sich um den Hals. Das schäbige Band, das der Händler kostenlos mitgeliefert hat, ist an mehreren Stellen durchgewetzt. Plötzlich reißt es. Dhlomo empfindet kein Bedauern, keinen Ärger. Vielleicht wird er sich einmal ein neues Band kaufen. Er nimmt einen alten Bindfaden aus seinem Kasten und knotet ihn an die Gitarre. Barfußig geht er durch die überfüllte Baracke zur Tür. Der Lärm und die stickige Luft vertreiben ihn nicht. Alles hat seine natürlichen Eigenschaften, alles hat seinen natürlichen Geruch, und wenn eine

Baracke stinkt, so kann das nur einen Weißen stören, der immer alles anders haben will, als es nun einmal ist. Dhlomo verläßt die Baracke, ohne zu wissen weshalb. Zielloos geht er in den brodelnden Großstadtwirbel hinein. Das sanfte Dämmerlicht des Frñhabends versinkt in den flimmernden Lichtern der Lampen.

So wie Dhlomo schreiten viele Eingeborene weltvergessen durch die Straßen der modernen Stadt, versunken in ihr Spiel auf der Gitarre oder der kleinen sechseckigen Ziehharmonika. Was geht die Stadt sie an — im

Grunde? Im Grunde werden die Eingeborenen und die Weißen sich nie verstehen. Denn Dhlomo will, ohne es zu wollen, ja nur er selber sein, während der Weiße aus sich heraus will, das ewig Unbe-

kannte sucht und glaubt, daß er sich im Unendlichen wiederfinden könne. Die Weißen brauchen die schwarze Arbeitskraft. Deshalb ernähren sie die Eingeborenen, die für sie arbeiten, und konstruieren eine durch Unten und Oben getrennte Gemeinschaft. Aber was haben die Weißen mit der afrikanischen Seele gemein? Nichts — weder im Grunde noch auf der Oberfläche. Denn das einzige, was alle Menschen verbindet und gleichmacht, das wissen sie nicht.

Dhlomo fühlt sich so sehr eins mit seinem zarten, dreiklängigen Rhythmus, daß er ihn mitsingt und seine Schritte immer sichtbarer darin wiegt. Es gibt Weiße, die sich an diesem Bilde freuen, da das Urfremde ihre Nerven erregt — eine letzte, vergebliche Ahnung von den Wurzeln des Lebens. Es gibt andere Weiße, die den Rhythmus fürchten und aus verengten Abwehrgefühlen langweilig und unerträglich finden. Der Rhythmus zersetzt das Blut seiner Feinde. Dhlomo aber spürt in dem Rhythmus sein Herz schlagen, das ganze Abenteuer seines Herzens, seines Daseins, in dem Ursprung und Ewigkeit sich sammeln.



Zeichnungen: R. Jungers

Deshalb lächelt er glücklich, während er mit weitgeöffneten Augen vor sich hinträumt. Er träumt, daß alles, was das Leben schön macht, alles, was wünschenswert ist, sich in diesem Augenblick erfüllt und ihm gehört. Sein Traum ist für ihn Gegenwart und Wirklichkeit, und er genießt ihn wie das selbstverständliche Leben.

Eine Woche später ist der hellhäutige Händler wieder da. Er will unbedingt neue Geschäfte machen, redet auf Dhlomo ein und lobt seine Waren, als seien sie im Himmel fabriziert. Obwohl Dhlomo bunte und blitzende Dinge liebt, läßt er sich nicht verleiten, wenigstens eine amerikanische Krawatte und ein Patentfeuerzeug zu kaufen.

Er kauft Fleisch, billiges Abfallfleisch. Und ißt, bis er sich nicht mehr rühren kann. Von jetzt ab wird er sparen. Wenn er in seinen Kraal zurückkehrt, will er mit vollen Händen kommen und einen Haufen Geschenke mitbringen. Und prahlen will er mit den Dingen aus der Stadt! Wenn seine älteren Brüder und sein Vater ihm ein paar Rinder abgeben, wird er sich eine Frau kaufen. Nomusa wird jetzt reif sein. Oder Mtanda.

Vielleicht noch ein halbes Jahr — dann wird er eines Tages nicht zur Arbeit gehen, einfach fortbleiben, ohne vorher etwas zu sagen, den letzten Wochenlohn im Stiche lassen. Er weiß das heute noch nicht, er wird sich das auch nicht überlegen, es wird von selber so kommen, er wird sich sagen: „Heute gehe ich zum Kraal zurück, zu meiner Familie, zu meinem Stamm.“ Bis es soweit ist, wird er geduldig, gedankenlos, schwitzend mit den andern zusammen Schienen von einer Stelle zur andern tragen und dabei singen: „Das lange Eisen ist schwer.“ Oder: „Der weiße Mann muß sterben.“

Dhლოს Körper kräftigt sich und verlangt nach Abenteuern. Den „Girls“, die bei den Weißen in Dienst sind, ist der Arbeiter nicht fein genug; sie bündeln lieber mit den sauber gekleideten „Flat-boys“ an. Und die Fabrikgirls lachen den ungeschickten, unerfahrenen Jüngling aus. Er deutet ihr übermütiges Lachen als Ablehnung, während oft Lockung und Willigkeit dahinterstecken. Es gibt viele Dinge im Zusammenleben, die in der Stadt anders klingen und verwickelter sind als daheim im Kraal. So kommt es, daß Dhlomo, der unbewußt nach einem Mädchen sucht, den Mädchen scheu aus dem Wege geht.

Vor einem Schaufenster, in dem billige Konfektionsanzüge, bunte Hemden, grellfarbige Kattunkleider, abgelegte Garderobenstücke aus weißen Haushalten, Bänder, Ketten, getragene Schuhe und vielerlei Krimskrams ausgestellt sind, stehen zwei Zulumädchen. Sie staunen über die Unmenge von Herrlichkeiten, die hier angehäuft sind; sie lachen, schwatzen und wissen nicht, daß sie in ihren mit primitiven Ornamenten verzierten Wolldecken viel hübscher aussehen als in den engen, schlecht geschnittenen Jackenkleidern, die sie sich kaufen möchten. Die Reklameschilder, die den Schund aufdringlich anpreisen, tun ihre Wirkung. Die beiden Mädchen treten in den Laden ein.

Dhlomo hat sie von der andern Straßenseite aus beobachtet. Er überquert den Fahrdamm und späht durch die Scheibe in den dunklen Raum hinein, ohne etwas erkennen zu können. Aber das Schaufenster ist hell. Langsam wandert sein Blick von einem Gegenstand zum andern. An einem großkarierten Sportsakko bleiben seine Augen haften. Er sieht ihn lange an, so lange, bis der Wunsch in ihm erwacht, ihn zu besitzen. Alle Mädchen würden sich nach diesem Sakko umschauen; nicht nur die Fabrikmädchen, sondern auch die Hausgirls, die mit den Kindern der Weißen auf der Wiese sitzen. Da er Geld in der Tasche seiner zerrissenen Jacke hat, ist sein Entschluß schnell gefaßt. Er bedenkt nicht, daß der Sakko sehr teuer ist, viel teurer als ein besserer in einem der großen Warenhäuser, in die er sich nicht hineintraut. Da, vor seinen Augen, ist etwas, was ihm gefällt, er hat Geld, um es zu kaufen, also geht er hinein in den Laden und bezahlt, was es kostet.

Während ein junger Mann ihm seine schmutzige Arbeitsjacke einpackt, verlassen die beiden Zulumädchen, die von dem Geschäftsinhaber persönlich bedient worden sind, strahlend die Trödlerbude. Auf der Straße brechen sie in ein herzhaftes Lachen aus. Sie freuen sich, daß man für ein paar Papierfetzen solch schöne Dinge eintauschen kann. Jede hat ein Schneiderkostüm an, das prall ihre Schenkel umspannt. Mit wackelnden Hüften und glücklichem Lächeln gehen sie dahin; sie fühlen sich wie Königinnen und fangen die huldigenden Blicke der Eingeborenen auf.

Der Händler hat gesehen, daß Dhlomo noch Geld übrig hat. Er erzählt von einer Braut, die es gar nicht gibt und weiß, daß sie sich Ringe und Ketten wünscht, um sich für ihren Liebsten zu schmücken. Dhlomo grinst verlegen und läßt sich eine wunderschöne, mehrreihige Kette aus dicken imitierten Elfenbeinperlen aufschwätzen. Aber als der Geschäftstüchtige ihn mit vielen Worten drängt, noch dies und das auf Abzahlung mitzunehmen, schüttelt er den Kopf und geht.

Er hat nun eine prächtige Halskette in der Tasche, die keinem Mädchen gehört. Wem soll er sie geben? Er weiß es plötzlich. Sobald er Geld hat, um die Eisenbahn zu bezahlen, wird er nach Hause fahren, sich eine Braut aussuchen und ihr die Kette schenken. Vielleicht kann er Mpansi, eine Tochter seines Häuptlings, bekommen . . .

Während er sich in Gedanken die Heimkehr so lebhaft ausmalt, daß er meint, er sei bereits wieder in seinem Kraal, achtet er nicht auf den Weg; unbewußt findet er zum Compound zurück. Vor dem Eingang spricht ihn ein junger, gutgekleideter Eingeborener an. Er ist kein hochgewachsener Zulu, wie Dhlomo, er ist ein kleiner, klug blickender Basuto. Aber in der Stadt spielt die Stammesverschiedenheit kaum noch eine Rolle; das Nebeneinander bei der Arbeit verwischt viele Gegensätze, und die alten Fehden haben längst ihren Sinn verloren.

Seabata fragt Dhlomo leise, ob er Brandy kaufen wolle. Dhlomo verneint. Erstens hat er noch nie Brandy getrunken, zweitens sind alkoholische Getränke den Eingeborenen streng verboten, drittens hat er kein Geld mehr. Im Kraal hat er ab und zu Kaffernbier getrunken und einen komischen Rausch gehabt. Seabata erzählt ihm, daß Brandy tausendmal stärker sei als das fade Kaffernbier, und ein Brandyrausch sei das schönste,

was es auf der Welt gebe. Er ladet Dhlomo zu einer kleinen Kostprobe ein, und wenn er kein Geld habe, so wolle er ihm einen Vorschlag machen, wie er ohne Mühe und ganz nebenbei furchtbar viel Geld verdienen könne. Dhlomo horcht auf.

Seabata braucht einen Vertrauensmann, der für ihn in diesem Compound unter der Hand Alkohol verkauft. Er drängt den Zögernden nicht, sondern erzählt allerlei interessante Sachen, die er bei seinen Geschäften erlebt hat, und macht zwischendurch kleine Witze über die vorübergehenden Frauen. So gewinnt er langsam Dhlomos Vertrauen.

Das Wochenende verbringt Seabata gewöhnlich in Alexandra, einer der Eingeborenenstädte an der Peripherie von Johannesburg. Er hat dort eine Schlafstelle bei Verwandten — eine Ausweichstelle für den Fall, daß er in eine brenzliche Lage gerät. Er schlägt Dhlomo vor, über Sonntag mit nach Alexandra zu fahren. Dhlomo schwankt.

„Wir nehmen ein Taxi. Ich bezahle“, erklärt der Schieber großspurig. Dhlomo läßt sich überreden.

An der Haltestelle der Omnibusse für Eingeborene stehen lange Schlangen, und immer noch kommen neue Leute hinzu, die sich am Ende anstellen und ein Stück der geduldigen Masse werden. Stumpf blicken die Wartenden vor sich hin. Irgendwann werden sie an der Reihe sein und einen Platz in einem der Omnibusse erobern. Seabata und Dhlomo fühlen sich als Bevorzugte und fahren in ihrem Taxi stolz an den dichten Reihen vorbei.

Die Hütte aus Lehm und Wellblech, die Seabatas Onkel mit Frau und Tochter bewohnt, hat einen schmalen Flur und zwei kleine Räume. Die drei Söhne des Hauses arbeiten in Johannesburg — einer als Nachtwächter in einem Bürogebäude, die beiden andern als Flat-boys in einem der eleganten zwölfstöckigen Wohnhäuser, die in Hillbrow wie Pilze aus der Erde schießen. Da die drei Burschen nur selten daheim sind, ist ungewöhnlich viel Platz in dem winzigen Häuschen. Im allgemeinen leben die Eingeborenen zu acht, zehn oder zwölf Personen in einem Zimmer.

Der Onkel ist ein frommer Christ und heißt George. Er bedauert sehr, daß es jetzt keinen König mehr gibt, der auch George heißt.

George ist Polizist. Mit eitlem Stolz trägt er seine verschwitzte Khakiuniform und den „knob kerrie“, einen Stock mit dickem Holzknopf. Manche Einwohner von Alexandra begegnen ihm ehrfurchtsvoll, andere verachten oder hassen ihn.

Seabata kann seinen Onkel nicht leiden, aber er läßt es sich nicht merken und ist ihm gegenüber sogar übermäßig freundlich. Es hat seine Vorteile, bei einem Polizisten zu wohnen, besonders wenn man unter seiner Lagerstatt eine Kiste mit Alkohol verborgen hat.

Tante Paulina ist vernarrt in ihren Neffen, der immer lustig, liebenswürdig und hilfsbereit ist und ihr manchmal heimlich ein Gläschen Schnaps einschenkt. Ab und zu bringt er ihr etwas Kaffee oder Tee und Zucker mit. Das sind sehr begehrte Gaben, die Paulina gerührt und dankbar annimmt. Paulina hätte nichts dagegen, wenn Seabata ihre Tochter Mary heiraten würde, und Seabata hätte bestimmt auch nichts dagegen,

denn Mary ist eine Schönheit und trotz ihrer Jugend bereits voll erblüht. Sie hat prachtvolle weiße Zähne, die verführerisch blitzen, wenn sie lacht, auf ihren stark geschwungenen vollen Lippen liegt ein matter Glanz, ihre Augen leuchten verheißungsvoll, ihre weiblichen Formen sind stark entwickelt, und die Bewegungen ihres geschmeidigen Körpers strömen einen sinnverwirrenden Zauber aus. Es wäre ein Wunder, wenn sich Seabata diesen Reizen verschließen würde, und so ist es kein Wunder, daß er sich in seine Kusine bis über die Ohren verliebt hat. Anfangs machte er kein Hehl daraus. Aber seit sein Onkel, der sonst so nachgiebig und beinahe einfältig ist, sich unter großem Energieaufwand gegen ihn ausgesprochen hat, ist er vorsichtig und zurückhaltend geworden.

George behauptet, Mary sei noch zu jung zum Heiraten; er wacht über sie mit scharfen Polizistenaugen. Der wahre Grund, weshalb er seinen Neffen ablehnt, liegt in der ehrgeizigen Hoffnung, daß Richard, der älteste Sohn des schwarzen Pfarrers, Mary zur Frau nehmen werde. Der junge Mann, der in Johannesburg studiert, hatte einen Teil seiner letzten Ferien in Alexandra verbracht und war eines Abends mit seinem Vater zu einem kurzen Besuch bei George und Paulina erschienen. Er hatte Mary mit großem Wohlgefallen betrachtet und ihr beim Abschied heimlich zugezwinkert — das hatte George deutlich bemerkt.

Ihrem Vetter gegenüber verhält sich Mary gleichgültig. Er ist ihr von Kindheit an vertraut, sie kennt seine Schwächen und durchschaut sein berechnendes Gebahren. Da er aber auch angenehme und liebenswerte Seiten besitzt, hat sich zwischen ihnen ein lockeres kameradschaftliches Verhältnis herausgebildet. Seine Zuneigung, die er nicht immer ganz verbergen kann, beachtet sie nicht, oder sie tut sie mit harmlosem Spott ab.

Er ist gescheit genug, um zu erkennen, daß er Geduld haben muß, wenn er sein Ziel bei ihr erreichen will. Auch seinen Onkel hofft er durch bescheidenes Abwarten umstimmen zu können. Kürzlich hat er dem frommen Mann erklärt, er sei bereit, sich Marys wegen taufen zu lassen. Aber George ist bei seiner Weigerung geblieben und hat ihm geraten, ohne Bedingung der reformierten Kirche beizutreten. Seabata denkt natürlich nicht daran, ein Christ zu werden, wenn er keinen Vorteil davon hat. Auch möchte er den Medizinmann seines Heimatdorfes, dessen Macht er sich noch nicht ganz entzogen hat, nicht ohne Grund verärgern. Und schließlich spielt es eine Rolle, daß er durch die Taufe das Recht verlieren würde, mehrere Frauen zu besitzen.

Seabata führt seinen neuen Freund in die Hütte seiner Verwandten. George ist nicht da; er hat Nachtdienst und wird erst morgen, Sonntag, in der Frühe nach Hause kommen. Auch Mary ist nicht daheim; sie ist bei einer Freundin, mit der zusammen sie eine große Decke bestickt. Paulina, eine in die Breite gegangene, schlampig angezogene, gemütliche Frau, empfängt ihren Neffen und den Besuch mit Freudenausrufen und einem Schwall von höflichen Redensarten.

Seabata würzt die Unterhaltung mit Scherzworten. Dhlomo verliert bald seine scheue Zurückhaltung, und als Paulina ihm einen Becher mit Kaffernbier in die Hand drückt, fühlt er sich vollkommen behaglich.

Paulina hat die Becher neu gefüllt, aber Seabata nimmt schnell einen nach dem andern fort und gießt den Inhalt in hohem Bogen zum Fenster hinaus. „Das ist Dreckzeug“, sagt er großspurig. „Ich habe etwas Feineres!“ Er macht sich an einer Kiste zu schaffen. „Das ist mein privates Lager“, erklärt er halblaut. „Mein Hauptlager habe ich natürlich in der Stadt.“ Mit einem kräftigen Tritt befördert er die Kiste wieder unter das Bettgestell. Grinsend schwingt er eine Flasche.

Paulina flüstert genießerisch: „Brandy“ und verdreht wollüstig die Augen.

Seabata schraubt den Verschuß von der Flasche ab und sagt bedeutungsvoll: „Der ist besser als der, den ich verkaufe. Diesen hier habe ich nämlich selber gemacht.“ Dhlomo überlegt nicht, ob das stimmen kann oder nicht. Seabata lacht verschmitzt. „Weißt du, wie ich das mache?“ Paulina lächelt wissend und betrachtet Seabata, als sei er ein Schauspieler. Plötzlich beugt sich Seabata zurück, sein Gesicht ist starr und ernst. Er sieht Dhlomo scharf in die Augen und zischt: „Wenn du mich verrätst, schlage ich dich tot.“ Er wiederholt: „Dann schlage ich dich tot!“

Dhlomo rutscht unwillkürlich mit seinem Schemel etwas nach hinten. Paulina nickt: „Das tut er!“ Mit großen Augen schaut Dhlomo von einem zum andern.

Seabata und Paulina brechen in helles Gelächter aus und spotten über sein dummes, entsetztes Gesicht. Da weiß er, daß es nur ein Witz war. Herzhaft stimmt er in die Fröhlichkeit der beiden ein.

Seabata erklärt: „Wenn ich vier Flaschen von meinem Lieferanten kriege, dann nehme ich aus jeder ein Viertel heraus und tue es in meine Flasche. Das gibt eine volle Flasche erstklassigen Brandy — für mich. Die vier Flaschen, die ich verkaufe, sind nur drei Viertel erstklassig. Aber das merkt keiner — jedenfalls hat noch keiner reklamiert. Hast du verstanden?“

Dhlomo nickt lebhaft und lacht mit, obwohl er die Sache nicht so ganz verstanden hat. Aber was macht das? Er trinkt, und die brennende Flüssigkeit heizt seinen Magen. Ein wohliges Gefühl verbreitet sich in seinem ganzen Körper. Auf seiner Stirn bilden sich kleine Schweißperlen.

„Du kannst eine Menge Geld verdienen, wenn du in deinem Compound für mich arbeiten willst“, sagt Seabata, als Paulina hinausgegangen ist.

„Was muß ich tun?“ fragt Dhlomo.

„Du hörst dich unauffällig um, ob jemand gern eine Flasche Gin oder Brandy haben möchte. Dann gibst du mir die Bestellungen, und am Tag, wo Lohn gezahlt wird, sammelst du das Geld ein. Für jede Flasche bekommst du einen Schilling von mir.“

„Das ist verboten.“

„Ach, was — es ist vieles verboten“, lacht Seabata unbekümmert.

„Es wird streng bestraft.“

Ohne den Einwand zu beachten, fährt Seabata fort: „Abends, wenn es dunkel ist, bringe ich dir die Flaschen, und du schmuggelst sie in die Barracken. Die einfachste Sache der Welt.“

„Ich weiß nicht“, wendet Dhlomo unsicher ein. „Das ist alles sehr gefährlich.“

„Unsinn! Hast du Angst? Meine Freunde in den Compounds der Goldminen arbeiten schon lange für mich, und wer sich nicht ganz blöde anstellt, wird auch nicht erwischt.“

Dhlomo trinkt das neugefüllte Gläschen aus und bekommt plötzlich sehr viel Mut. „Ich versuche es“, sagt er und lacht, als sei es ein Witz.

Seabata nickt befriedigt. „Natürlich! Ich wußte ja, daß du ein brauchbarer Kerl bist. Das erstemal kommt einem alles schwierig vor, aber du wirst sehen, nach dem zweiten Male läuft das Geschäft ganz allein.“ Er fühlt sich sehr überlegen und hält sich für einen gerissenen Kaufmann. In Wirklichkeit ist er das armselige Werkzeug größerer Mächte — der illegalen Alkoholhändler, die sich an den Eingeborenen bereichern.

Seabata hört, wie sich Mary vor dem Haus von ihrer Freundin verabschiedet. Hastig stellt er die Flasche und die kleinen Gläser in seine Schlafecke. Man kann nie wissen, ob die Freundin nicht mit hereinkommt oder einen Blick durch das offene Fenster wirft. Und Mary rümpft die Nase, wenn sie Alkohol riecht. Paulina tritt auf den Flur hinaus und tut, als sei sie böse auf Mary. Sie schimpft, weil Mary so spät heimgekommen ist. Und dann schimpft Mary, weil Paulina schimpft. Seabata stellt sich in den Türrahmen und schimpft, weil die Weiber schimpfen. Schließlich löst sich die ganze Schimpferei in allgemeines Gelächter auf. Sie nehmen den Ärger nicht ernst, aber die Fröhlichkeit steckt ihnen im Blut.

Dhlomo starrt Mary an. Dann senkt er den Kopf zur Seite. Seabata gibt ihm einen freundschaftlichen Stoß und sagt ihm, wer Mary ist. Er ist stolz auf seine schöne Kusine.

Mary und Dhlomo geben sich die Hand. Sie sagen nichts, aber sie fühlen, daß sie Gefallen aneinander finden. Seabata merkt es nicht, da Paulina ihn mit einer Frage ablenkt und in den Nebenraum ruft. Mary und Dhlomo lächeln sich an. Sie denken nicht und wünschen nicht und wissen nicht, wo sie sind — zwei Blumen, die nebeneinanderstehen, zwei Steine, die nebeneinanderliegen, zwei Wolken, die nebeneinander dahinziehen . . .

Paulina und Seabata kommen zurück und schwatzen eine Weile, ohne sich um die beiden zu bekümmern. Dann beteiligt sich Mary plötzlich an dem Gespräch. Sie lacht übertrieben laut und begleitet ihr lebhaftes Mienenspiel mit tänzerischen Bewegungen ihrer Schultern, Arme und Hüften. Schließlich zieht sich Paulina mit ihr in den Nebenraum zurück. Sie schlafen zusammen, wenn Seabata da ist oder George Nachtdienst hat.

„Noch einen Brandy?“ fragt Seabata. Dhlomo schüttelt den Kopf. Seabata schenkt sich nochmals ein — nicht weil es ihm schmeckt, sondern weil die Flasche da ist. Eine Flasche ist ebenso gefährlich wie eine Waffe; wer sie hat, will sie benutzen. Seabata trinkt aus. Er wundert sich, daß sein Freund auf einmal so stumm geworden ist. Gelangweilt steht er auf. Er zündet sich eine Zigarette an und bläst Dhlomo, der noch nie geraucht hat und auch jetzt keine Zigarette nehmen will, den Rauch ins Gesicht. Dhlomo rührt sich nicht.

„Ich bin müde vom Nichtstun“, sagte Seabata gähmend, indem er raubtierhaft den Körper dehnt. „Du kannst in meinem Bett schlafen. Ich werde mir den Strohsack herausnehmen und mich auf den Fußboden legen.“

Das eiserne Bettgestell enthält ein paar rohe Bretter, auf die Dhlomo sich behaglich ausstreckt. Während sie auf den Schlaf warten, erzählt Seabata plötzlich, daß er Mary liebt und sie heiraten will, und daß Onkel George ein komischer Kauz ist und ihm seine Tochter nicht geben will. Aber das macht nichts. Korn muß man reifen lassen, und die Zeit verwandelt manches Nein in Ja. Dhlomo hört eine Weile zu, sagt nichts und schläft mit einem Lächeln ein.

Als der Morgen dämmt, kommt George heim. Tastend und grunzend sucht er sein Lager auf. Paulina rückt im Halbschlaf etwas zur Seite, um ihm Platz zu machen, und drückt Mary dichter an die rauhe Wand. Mary streichelt die Wand und lächelt im Traum.

Das gemeinsame Frühstück ist ein Fest. Sie trinken Tee mit viel Zucker, lachen über die Freuden und lachen über die Leiden des Lebens und sind unbeschwert, zufrieden, glücklich.

Dhlomo und Mary haben die ganze Nacht voneinander geträumt. Nun kennen sie sich schon lange, und keiner hat mehr Scheu vor dem andern. Was sie sich im Traum gesagt haben, brauchen sie jetzt nicht mehr zu wiederholen, und so merkt niemand, was in ihren Herzen vor sich geht.

Der Tag verläuft mit Schwatzen, Singen, Spielen und Besuchemachen. Kein Wort von Liebe ist zwischen Dhlomo und Mary gefallen. Weshalb von etwas sprechen, das da ist wie die Luft, wie das Atmen, wie die Berge und die Welt? Bevor es Abend ist, müssen Seabata und Dhlomo zurückfahren nach Johannesburg. George, Paulina und Mary gehen mit zur Omnibushaltestelle, und alle sind heiter wie die Sonne, die ihre letzten Strahlen durch das große blaue Tuch am Himmel sendet.

Dhlomo hat den ganzen Tag die Kette in seiner linken Rocktasche gespürt. Immer wieder hat er den Arm gegen die Tasche gedrückt oder die Hand in die Tasche geschoben, um die Perlen zu liebkosten. Und jetzt, wie sie sich verabschieden, läßt er die Kette heimlich in Marys Hand gleiten. Ehe sie das Ereignis voll erfaßt, sind die beiden jungen Männer im Bus verschwunden.

Dhlomo schlendert abends durch die Baracken seines Compounds, um nach Seabatas Anweisungen Bestellungen auf Brandy zu sammeln. Aber er hat keinen Erfolg. Niemand spricht von Sehnsucht nach Alkohol, und als Dhlomo durch ein paar Bemerkungen, die Seabata ihm eingetrichtert hat, die genußreichen Wirkungen des verbotenen Getränkes andeutet, begegnet er mißtrauischen Blicken und stummer, feindseliger Ablehnung. Man hat allen Grund, vorsichtig zu sein, denn man weiß, daß die Polizei mit Spitzeln und Provokateuren arbeitet, und daß ertappte Sünder mit schweren Strafen belegt werden.

Dhlomo langt wieder in seinem Schlafsaal an und ist eigentlich froh, daß er sich vergeblich bemüht hat. Denn das ganze Unternehmen ist ihm unheimlich und im Grunde unverständlich; er fühlt dunkel, daß er unter einem fremden Willen handelt und sich mit einer Sache abgibt, die keine Beziehung zu seinem Wesen hat. Er sucht sein Lager auf, streckt sich aus, entspannt die Glieder und blickt mit halb geöffneten Augen nach oben

in die schleierartigen Tabakwolken, die in feierlichen, wallenden Schleifen um die schmutzige Lampe an der Decke des niedrigen Raumes durcheinandertanzen. In einer Wolke erscheint Marys lachendes Gesicht. Dhlomo lächelt . . .

Plötzlich dringt das Wort „Brandy“ an sein Ohr. Es kommt vom Nachbarbett her, auf dem ein paar Männer, die vor einigen Tagen in die Baracke neu eingezogen sind, wie zu einer Verschwörung beisammensitzen und sich in erregtem Flüsterton unterhalten. Zwischendurch brechen sie in ein gurgelndes unterdrücktes Gelächter aus. Und wieder hört Dhlomo, der angespannt die Ohren spitzt, „Brandy“. Langsam richtet er sich auf. Er holt ein Päckchen Zigaretten, das Seabata ihm gegeben hat, aus der Tasche, steckt sich eine Zigarette in den Mund, ohne sie anzuzünden, und beugt sich zu der kleinen Gruppe neben ihm hinüber. Mehrere Augenpaare richten sich erwartungsvoll auf ihn. „Wollt ihr?“ sagt er, indem er ihnen das Päckchen hinhält. Zögernd nimmt einer eine Zigarette. „Ihr könnt von mir Brandy bekommen“, sagt Dhlomo leise.

„Was kostet er?“

Während Dhlomo sich überlegt, welchen Preis Seabata genannt hat, tritt ein älterer Mann mit einem schütterten, gelockten Kinnbärtchen hinzu. Der Mann macht eine abwehrende Bewegung und faßt Dhlomo am Ärmel. Dhlomo kennt ihn; sie haben bei der Arbeit häufig nebeneinander gestanden. Lamanzi heißt er. Fragend blickt Dhlomo zu ihm auf. Die fremden Leute sind verstummt und machen ein abweisendes Gesicht. „Kommt mit“, sagt der Ziegenbärtige. Sein Ton ist zwingend. Dhlomo rutscht von seinem Lager herunter und folgt dem Arbeitskameraden bis an die Barackentür.

„Was ist los?“ fragt er mit einem Anflug von Ungeduld. Er will sich sein erstes Geschäft nicht verderben lassen und überzeugt sich durch einen Blick nach rückwärts, daß die Leute noch beisammensitzen.

„Mach keine Dummheiten, Dhlomo“, sagt Lamanzi eindringlich. „Weißt du, wer die Leute sind?“

„Nein.“

„Aber wer ich bin, das weißt du. Habe ich jemals ein verkehrtes oder ein unehrliches Wort zu dir gesagt?“

„Nein, das hast du nicht.“

„Dann höre, was ich dir jetzt sage. Laß die Finger von den verbotenen Dingen. Deine Ruhe und deine Sicherheit sind mehr wert als die paar Shilling, die du bei dem Handel verdienen kannst. Jeder, der Alkohol kauft oder verkauft, fällt eines Tages in die Hände der Polizei. Ich kenne diesen Seabata. Er wird dich im Stich lassen. Das Gericht wird dich zu Gefängnis und Stockschlägen verurteilen. Statt in deinen Kraal zurückzukehren, wirst du in einem engen Loch liegen und keine Sonne und keine Bäume mehr sehen. Und wenn dir jemand geraten hat, solche Geschäfte zu machen, so hat er dich belogen und betrogen. Glaubst du mir das?“

Dhlomo nickt nachdenklich. Er kommt sich recht elend und hilflos vor. Sein Leben, das bisher so einfach und sorgenfrei und ohne Gedanken war, ist auf einmal undurchdringlich und furchtbar schwierig. Angst tritt in seine Augen. Er sieht ein Heer von bösen Geistern wie eine dunkle Wand

auf sich zu kommen und möchte den ganzen Druck der fremden Welt, der sich auf seine Brust gelegt hat, abschütteln. Er möchte allein sein, allein durch den Urwald gehen und nur der Trommel folgen, die von seinem Dorf zu ihm herüberschallt.

Dhlomo geht zurück zu seinem Lager, sagt kein Wort, blickt keinen Menschen an, holt seine Gitarre hervor und verläßt die Baracke. Es ist sieben Uhr abends. Da er keinen Schein hat, der ihn berechtigt, sich nach neun Uhr auf der Straße aufzuhalten, kann er noch zwei Stunden lang durch den Urwald von Johannesburg schreiten, vor sich hin träumen, immer wieder die gleichen drei Töne auf der Gitarre spielen, bis sein Herzschlag sich dem großen, ewigen Rhythmus, der sein eigentliches Leben ist, wieder angepaßt hat.

Als er nach seiner Wanderung in die Baracke zurückkehrt, ist Friede in seiner Brust.

Seabata ist enttäuscht und verärgert. Nicht eine einzige Bestellung? Dhlomo schüttelt den Kopf. Seabata überlegt. Dhlomo muß unbedingt einen Kunden in seinem Compound gewinnen. Der erste Kunde ist die Hauptsache. Wenn erst einmal einer angebissen hat, kommen die andern von selber. Er überwindet seine schlechte Laune und redet Dhlomo gut zu. Man darf nicht gleich den Mut verlieren. Wer Geschäfte machen will, muß Geduld haben. Man muß auf der Lauer liegen und einen günstigen Augenblick abpassen. Man muß versuchen.

Aber Dhlomo will nicht mehr versuchen.

„Hast du Angst? Bist du zu dumm? Hast du keine Lust, viele schöne Sachen zu kaufen?“

Die Worte gleiten an Dhlomo vorbei.

Seabata spottet, schimpft, tobt vor Wut, aber sein Einfluß auf Dhlomo ist gebrochen.

Am nächsten und am übernächsten Sonntag fährt Seabata allein nach Alexandra.

George und Paulina fragen, weshalb er seinen Freund nicht mitbringe. Sie hatten Dhlomo gesagt, er solle so oft kommen, wie er wolle. Sie waren fröhlich zusammen gewesen.

Seabata zuckt die Achseln. Wahrscheinlich habe es seinem Freund nicht gefallen bei ihnen. Er sei überhaupt ein sonderbarer Kerl, einer, mit dem man nichts Rechtes anfangen könne.

„Habt ihr Streit gehabt?“ fragt Paulina.

„Nein. Aber wir sehen uns fast nie mehr.“

Seabata bemüht sich um Mary, aber sie ist kühler als sonst und will offensichtlich nichts von ihm wissen. Zwischendurch fragt sie beiläufig: „Hat Dhlomo mich nicht grüßen lassen?“

Seabata blickt sie überrascht an. Dann lächelt er. „Nein. Wie kommst du darauf?“

„Er ist ein besserer Mensch als du.“

„Ach so!“ Seabata denkt eine Weile nach. Haben die beiden etwas miteinander? Das hätte ihm doch damals auffallen müssen. Aber er hat nichts gemerkt. Dhlomo kann sich nicht verstellen. Und Mary? Mädchen

sind manchmal komisch und träumen alles Mögliche in den Tag hinein. Vielleicht will Mary ihn reizen? Er schmunzelt. Sein Verdacht sinkt wieder in sich zusammen. Nein, er hat keinen Grund, eifersüchtig zu sein. Beim Mittagessen erzählt er allerlei schnurrige Dinge, die er im Augenblick erfindet. Und dann macht er sich über die Leute lustig, die in Johannesburg arbeiten, aber mit ihren Gedanken noch im Kraal leben.

Dhlomo versucht, Seabata zu begegnen. Eines Tages hilft ihm der Zufall. Seabata kann ihm nicht ausweichen. Sie wechseln ein paar gleichgültige Worte. Dhlomo fragt: „Warst du wieder in Alexandra?“

„Natürlich.“

„Geht es deinen Verwandten gut?“

„Sehr gut.“

„Gibt es etwas Neues bei ihnen?“

„Nein.“

„Haben sie nicht nach mir gefragt?“

„Nein.“

„Sie hatten gesagt, ich solle wiederkommen.“

„Sie sprechen nicht gut über dich.“

„Wer?“

„Alle.“

„Auch Mary?“

Ein höhnisches Triumphgefühl steigt in Seabata auf. Endlich hat Dhlomo den Namen aussprechen müssen. „Was geht dich Mary an? Du weißt doch, daß ich sie heiraten werde.“

„Dein Onkel will es nicht, hast du mir gesagt.“

„Und ich sage dir, daß ich sie heiraten werde!“ erwidert Seabata heftig.

„Was hat sie gesagt?“ fragt Dhlomo hartnäckig.

Seabata grinst. „Du bist ihr zu langweilig, hat sie gesagt.“

Sie trennen sich mit kurzem Gruß und spüren, daß sie Feinde sind.

Alle Träume, die Dhlomo seit seinem Besuch in Alexandra schlafend und wachend geträumt hat, sind ins Wanken geraten. Mary war ein Bestandteil seines Daseins geworden. Und nun weiß er plötzlich nicht mehr, ob es dieses Mädchen in Alexandra, dessen Zuneigung er so deutlich empfunden hatte, überhaupt gibt. Alle Gewißheit ist dahin. Er bemüht sich krampfhaft, sich Marys Lächeln vorzustellen, die Blicke zu fühlen, mit denen sie sich ihm verbunden hatte, mit quälender Anstrengung sucht er ihr klares Bild. Aber er findet weder ihren Mund, noch ihre Augen, noch ihre lockende Gestalt. Alles verschwimmt und löst sich auf in dem Zweifel, den Seabata in sein Herz gestochen hat.

Mary weiß, daß Dhlomo nicht wiederkommt. Aber sie denkt Tag und Nacht an ihn, ohne zu wissen, daß sie an ihn denkt. Sie tut ihre Arbeit, sie spricht, sie geht durch die staubigen Straßen, und manchmal wird ihr zu ihrem eigenen Erstaunen plötzlich bewußt, daß die Erinnerung an Dhlomo in ihr lebt. Dann blüht in ihrem Herzen eine Blume auf, und sie lächelt still vor sich hin. Aber schon nach wenigen Augenblicken geht der erwachte Gedanke, der traurig ist und süß zugleich, wieder unter; er verkriecht sich wieder in ihr Blut und schwingt darin wie ein singender

Ton. Mary nimmt ihr Schicksal hin, wie es sich darbietet. Es war einmal ein schöner Tag und eine kurze Hoffnung, und nun ist das Leben wieder, wie es ist, und man kann es nicht anders machen. Aber es ist doch nicht ganz so, wie es ist. Etwas ist zurückgeblieben, das mehr ist als das Leben — so wie eine Rose nicht nur eine Rose ist, sondern auch ein Duft, ein zarter Farbenhauch, und vielleicht hat sie ein Lied, das wir nicht hören können.

Der schwarze Pfarrer, der trotz seines abgetragenen, fleckigen Rockes eine würdige, Achtung einflößende Erscheinung ist, macht wieder einmal einen Rundgang, um einige Gemeindemitglieder zu besuchen. Sein Sohn Richard, der ein Examen bestanden hat und sich bei seinen Eltern von den Anstrengungen erholt, begleitet ihn. Sie treten bei George ein und werden von Paulina zu einer Tasse Tee benötigt.

Die Alten vertiefen sich in eine eifrige Unterhaltung über die zunehmende Kriminalität unter den Eingeborenen und vor allem den Jugendlichen. Sowohl der Pfarrer wie der Polizist haben tiefe Einblicke in dieses Gebiet gewonnen. Während sie ihre Erfahrungen austauschen und zugeben müssen, daß sie den Problemen beinahe hilflos gegenüberstehen, führen Richard und Mary, die abseits sitzen, ein langsam dahinfließendes, oft stockendes Gespräch über das Wetter, über die Trockenheit, die die Ernte bedroht, über die Gebete, die in den Kirchen gesprochen werden, damit Gott es regnen lasse, und über Erfindungen, die gemacht werden müßten, um Regen aus den Wolken zu holen.

„Ich habe eine Kette, die ich anfasse, wenn ich bete“, sagt Mary leise. „Aber es nützt nichts.“

„Vielleicht will Gott nicht, daß es etwas nützt“, sagt Richard.

Mary nickt. Sie hat ein warmes Gefühl für diesen gebildeten jungen Menschen, der nicht hochmütig und nicht leichtfertig und ganz anders ist, als sie und ihre Freundinnen sich die Johannesburger Studenten vorstellen. Sie hat Vertrauen zu ihm. „Soll ich dir die Kette zeigen?“ fragt sie, und er fühlt, daß sie ihm mit dieser Frage eine Gnade erweist. Sie stehen auf und gehen in den andern Raum. George folgt ihnen mit den Blicken und stellt mit Genugtuung fest, daß der stattliche, saubere, klug dreinblickende Student sich ernsthaft für Mary zu interessieren scheint. Er lächelt den Pfarrer vielsagend an, und der Pfarrer lächelt gutmütig zurück.

Als die Gäste das Haus verlassen haben, fragt George seine Tochter schmunzelnd: „Na, gefällt er dir?“

„Ja“, sagt Mary ruhig.

George wundert sich, daß sie kein bißchen verwirrt oder aufgeregt ist. Ehe er noch etwas zum Lobe des jungen Mannes sagen kann, tritt Paulina auf Mary zu. Neugierig faßt sie nach der Kette, die um Marys Hals liegt. „Wo hast du denn das her?“

„Ein Geschenk“, sagt Mary zögernd. Und jetzt schlägt sie die Augen nieder.

George legt einen Arm um Paulinas Schultern und geht an den Tisch. „Ist noch ein Schluck Tee da?“ fragt er ablenkend. Er findet, daß man

einen Keim, der grade erst die Spitze aus der Erde steckt, nicht berühren soll. Aber als Mary sich abwendet und hinausgeht, läßt er seiner Freude freien Lauf. Er drückt seine üppige Frau fest an sich und ruft frohlockend aus: „Ein forscher Kerl, der Richard!“

„Davon habe ich ja gar nichts geahnt“, stammelt Paulina glücklich.

„Ich glaube, Pfarrer John wird einverstanden sein“, meint George zuversichtlich.

Ein paar Tage später trifft George den Pfarrerssohn auf der Straße. „Wie geht's, Richard?“ ruft er erfreut aus, indem er dem Studenten kräftig die Hand schüttelt. „Kommst du bald einmal wieder zu uns?“ Er grinst verschmitzt und fügt bedeutungsvoll hinzu: „Vielleicht wartet jemand darauf.“

Richard erfaßt die Anspielung nicht und erwidert, höflich bedauernd: „Leider muß ich morgen zurück nach Johannesburg.“

„Das ist aber schade!“ sagt George enttäuscht. Dann beugt er sich vertraulich lächelnd vor. „Ich nehme an, daß du dich vorher von Mary verabschieden willst —“

Richard blickt ihn verwundert an. „Dazu werde ich kaum noch Zeit haben.“

George macht ein erstauntes, etwas beleidigtes Gesicht. „Mary wird sicher sehr traurig darüber sein.“

„Nein, nein — wieso?“ Richard lacht ein bißchen verlegen und reicht dem Polizisten die Hand. „Grüßen Sie bitte Ihre Frau und Ihre Tochter von mir.“

George hält die Hand des jungen Mannes fest und sagt ernst: „Es war natürlich sehr nett von dir, daß du Mary die schöne Kette geschenkt hast. Es ist leicht, jungen Mädchen mit solchen Dingen den Kopf zu verdrehen. Ich wollte sagen . . ., wenn du es wirklich ehrlich meinst, dann solltest du dein Geld lieber zusammenhalten, damit ihr später —“

„Ich habe ihr keine Kette geschenkt“, unterbricht ihn der Student. Und mit kühler Zurückhaltung fährt er fort: „Hier scheint ein Mißverständnis vorzuliegen. Die Kette hat Ihre Tochter von einem Verehrer, nicht von mir.“

Richard ist nicht recht wohl zu Mut. Gewiß, die kleine Polizistentochter ist ein sympathisches Ding, ein äußerst appetitliches junges Mädchen, bei dessen Anblick das Herz warm wird, und in dessen Nähe unwillkürlich dumme Wünsche aufsteigen — aber der Gedanke, sie zu heiraten, liegt ihm fern.

Außer sich vor Wut kommt George nach Hause. „Von wem hast du die Kette?“ schnauzt er Mary an.

„Von Richard — das weißt du doch“, sagt Paulina ahnungslos.

„Halte den Mund, du Kupplerin!“ schreit der Polizist. „Ich will wissen, was hinter meinem Rücken geschieht! Alles will ich wissen!“ Er tritt dicht an Mary heran. „Wo kommt die Kette her? Wer macht dir Geschenke? Oder hast du sie gestohlen?“

„Dhlomo hat sie mir gegeben.“

„Wer ist Dhlomo? Ach so! Wie kommt der Bursche dazu? Seit wann kennt ihr euch? Da hat sicher Seabata die Hand im Spiel — dieser Lump!“

Man muß sich schämen, daß er zur Familie gehört. Ich werde ihn raus-schmeißen — alle werde ich rausschmeißen, die hier im Trüben fischen wollen! Und du —“ Er reißt Mary mit einem Ruck die Kette vom Hals und trampelt unbeherrscht auf den großen gelblich-weißen Kugeln herum, die unter seinen plumpen Füßen davonrollen. Dabei stößt er zotige Flüche aus, die bei dem frommen Mann doppeltes Gewicht haben.

Paulina kreischt. Mary schluchzt. Am Fenster erscheinen neugierige Gesichter. Krach im Hause des Polizisten ist eine besondere Sensation.

Zum Wochenende kommt Seabata nach Alexandra. Er beteuert seine Unschuld, und Mary bestätigt, daß er von der Kette nichts weiß. Nun vereinigen sich George, Paulina und Seabata in einem wüsten Geschimpfe über Dhlomo, der in ihren Augen ein Betrüger, ein Verführer, ein Verräter ist. George kann es nicht verwinden, daß sein geheimer Wunsch sich nicht erfüllen wird, und daß er sich vor dem Sohn des Pfarrers lächerlich gemacht hat. Paulina bangt um die Unbescholtenheit ihrer Tochter. Seabata ist von einer maßlosen Eifersucht ergriffen, die seine bisherige stille Neigung zu Mary in helle Leidenschaft verwandelt. Seit Dhlomo in Alexandra war, behandelt Mary ihren Vetter unfreundlich und mit offener Geringschätzung. Aber wenn die Rede auf Dhlomo kommt, so wird ihre Stimme weich, und in ihren Augen tauchen zärtliche Lichter auf. Seabata begreift nicht, was ihr an diesem unbeholfenen, wortkargen Zulu, den sie nur einen Tag lang gesehen hat, gefällt. Er begreift nicht, daß sie ihn, den aufgeweckten, lustigen Gesellen, verschmäht. Der Gedanke beschämt ihn und treibt ihm das Blut in den Kopf. Er macht kein Hehl daraus, daß er Dhlomo haßt, und stößt wilde Drohungen aus, die Mary im tiefsten Herzen erschrecken.

(Schluß folgt)

Der eingewickelte Glückspfennig

Erzählung

Wenn man regelmäßig um dieselbe Zeit einen bestimmten Weg geht oder mit ein und derselben Bahn fährt, kann es einem passieren, daß man immer wieder denselben Menschen begegnet. Mir ging es jedenfalls so, als ich eine Zeitlang jeden Morgen regelmäßig mit derselben Bahn fuhr.

Da waren ein Mann, der immer lebhaft umhersah, und ein Schulmädchen mit Zöpfen, und ein Jüngling, der ernst vor sich hinsah, groß, hager, und der mir an jedem Morgen noch größer und hagerer vorkam. Ich machte mir über den Mann, über das Schulmädchen und manchmal auch über den Jüngling Gedanken. Und dann sah ich noch regelmäßig eine Frau im Wagen sitzen, der ich kurzerhand das Prädikat „bissig“ verlieh. Sie hatte ein breites, etwas schlaffes Gesicht. Die Lippen hielt sie fest aufeinandergepreßt und musterte jeden, der in den Wagen hineinkam. Ihr Hut hätte vielleicht versöhnen können, sie hatte ihn sich zumeist brav und bieder aufs Haar gedrückt, wenn nicht ihre gewollt aufrechte Haltung gewesen wäre, die den mildernden Eindruck des Hutes wieder aufhob. Sie hatte schon mehrmals neben mir gesessen. Heute saß sie mir gegenüber.

Ich hatte mich ihr gegenübergesetzt, weil kein anderer Platz mehr frei war und stellte mir vor, wie der Druck ihrer Hand wohl schon mißgestimmt machen müsse. Die Art der verschiedenen Funktionen brauche ich nicht aufzuzählen, die ich ihr im täglichen Leben etwa zudachte, irgendwie hatten sie alle etwas mit Anweisen oder Herrschen zu tun.

Als die Frau den Wagen verließ, blieb in ihrer Ecke eine kleine Handtasche liegen. Die Frau war sehr schnell aufgestanden, weil sie, wie es schien, das Aussteigen fast versäumt hatte, und dort, wo sie gesessen hatte, war, wie gesagt, eine Tasche liegengeblieben, klein, unscheinbar, etwas zusammengedrückt. Ich griff danach.

„Ich gebe die Tasche ab“, sagte ich zu mir und dann zu dem Herrn, der nach ihr den Platz einnahm. Der Herr nickte. Ich war fest entschlossen, die Tasche an der nächsten Station abzugeben. Daß ich sie noch nicht abgab, geschah aus reiner Neugier. „Wie mag es wohl in der Tasche einer solchen Frau aussehen“, dachte ich, „die jeden Morgen mit dir in derselben Bahn fährt, die du nicht kennst und die dich nicht kennt, und der du das Prädikat ‚bissig‘ verliehen hast?“

Als ich am nächsten Morgen wieder meinen Weg antrat, war ich mir völlig darüber im klaren, daß die Tasche gar nicht der Frau gehörte. Die Tasche mußte schon vorher dort gelegen haben. Es erschien mir jetzt sogar

typisch, daß sich die Frau nicht um die Tasche gekümmert, das heißt, daß sie sie absichtlich übersehen und in der Ecke liegen gelassen hatte.

Es ist etwas Seltsames, eine fremde Tasche aufzumachen. Eine fremde Tasche ist wie das Stück eines fremden Menschen. Sie aufmachen heißt, in sie eindringen, in etwas Intimes eindringen, sich einer Sache bemächtigen, die einem nicht gehört. Die Unangebrachtheit meiner

Handlungsweise war mir immer bewußter geworden, je mehr ich von dem Tascheninhalt,

der schließlich fast etwas Rührendes angenommen hatte, an die Außenwelt befördert hatte. Nichts Aufregendes, nichts Wertvolles war zum Vorschein gekommen, Kleinigkeiten: ein Kamm, ein Taschentuch mit gehäkeltem Rand, ein Spiegel in Zelluloidfassung mit aufgedruckter Reklame, eine aufklappbare Kapsel, wohl eine Art Medaillon, eine in ein Stück Papier wie ein Glückspfennig eingewickelte Kupfermünze — —. Das Bild eines Menschen hatte plötzlich vor mir gestanden, das so ganz und gar nicht mehr zu dem Bild der Frau gepaßt hatte, die ich noch vor ganz kurzer Zeit für die Besitzerin der Tasche gehalten hatte.

Es war, wie gesagt, nichts Aufregendes oder Wertvolles in der Tasche gewesen, und es kam mir noch jetzt seltsam vor, wenn ich daran dachte, mit welcher Sorgfalt ich alles wieder in sie hineingelegt, mit welchem Gefühl ich sie wieder geschlossen hatte, ja jetzt sogar bei mir trug und sie hütete wie einen Schatz, während ich bereits wieder im Zug fuhr mit der Absicht, sie an einer der nächsten Stationen abzugeben.

Die Frau, die mir gestern gegenübergesessen hatte, saß wieder am gleichen Platz. Ich stand, weil ich keinen Platz mehr bekommen hatte, in der Nähe der Tür. Ich machte mir wie jeden Morgen meine Gedanken — nein, heute morgen dachte ich wohl unwillkürlich nur über die Besitzerin der Tasche nach. Ich machte mir ein ganz bestimmtes Bild von ihr, wenn



ich nur zum Beispiel an den eingewickelten Glückspfennig dachte. Ich schüttelte über mich selbst den Kopf, wenn ich mir nur vorstellte, daß ich angenommen hatte, die Tasche gehöre der Frau, die mir gestern morgen gegenübergesessen hatte und die heute wieder im Wagen saß, und der ich, wenn ich hinsah, nach wie vor das Prädikat „bissig“ verlieh.

Die Frau stand heute zeitiger auf, um auszusteigen, wahrscheinlich, weil sie gestern beinahe zu spät aufgestanden wäre. Sie ging zur Tür, der Zug fuhr noch, stutzte plötzlich und blieb vor mir stehen: „Das ist ja meine Tasche!“ Sie sah auf die Tasche und auf mich und sagte: „Das ist ja meine Tasche!“

„Ihre Tasche?“

„Ja“, sagte sie.

„Ich wollte sie gerade auf der nächsten Station abgeben“, sagte ich.

„Ja“, sagte sie, „das ist meine Tasche. Sie haben mir ja gestern gegenübergesessen —.“

Dann fuhr die Bahn wieder. Ich sah ihr nach. Ich sah, wie sie noch eine Weile auf dem Bahnsteig stand und die Tasche in der Hand hielt und dann wegging. „Merkwürdig“, dachte ich, „jetzt sieht sie ganz anders aus. Auch eben, als sie nach der Tasche griff.“ Auch am nächsten Tag sah sie anders aus, die ganzen nächsten Tage — gar nicht mehr bissig. Vielleicht sah sie ja auch nur für mich jetzt anders aus. Die andern hatten sie ja auch nicht so gesehen, wie sie nach der Tasche gegriffen und nachher noch auf dem Bahnsteig gestanden hatte. Die andern hatten ja auch nicht die Kupfermünze gesehen, den eingewickelten Glückspfennig in ihrer Tasche. Nur ich — ich hatte ihn zufällig gesehen.

Zeichnung: R. Jungers

THEATER-RUNDSCHAU

Westberlins theatralische Sendung

I

Der einzige Platz, der in dieser Zeit Abend für Abend Deutsche aus Ost und West vereint, ist der Platz im Parkett der Westberliner Bühnen. Hier treffen sich täglich Berliner aus beiden Hemisphären, Westdeutsche, Menschen aus Mitteldeutschland, um dem qualitativ wiedererstandenen Theaterleben der deutschen Hauptstadt beizuwohnen. Es ist nicht nur ein politisches Phänomen, das wichtige geistige Ausstrahlungen in den sowjetisch besetzten Raum hat. Es ist auch ein künstlerisches Ereignis von hohem Rang. Die Stadt, in der einmal das deutsche Theater vornehmste Heimstätte des Welttheaters gewesen ist, ehe 1933 anbrach, hat in den letzten Jahren zäh und unermüdlich an ihrer eigenen theatralischen Sendung gearbeitet, und es ist ihr gelungen, ausgezeichnete Fortschritte zu machen. Das Westberliner Theater lebt heute, intensiv, beispielgebend, maßstäbebildend — es hat weitgehend die Verluste überwunden, die Krieg und Nachkrieg gebracht hatten.

II

Die *Städtischen Bühnen* unter Boleslaw Barlog haben im vergangenen Jahr nicht nur wichtige Ur- und deutsche Erstaufführungen gezeigt. Sie konnten wieder ein Ensemble bilden, das fast immer höchsten Ansprüchen gerecht wurde. Im *Schloßpark-Theater*, dem nun schon theatergeschichtlich gewordenen ehemaligen Kino im Steglitzer Geschäftsviertel, brachte Karl Heinz Stroux die deutsche Premiere von Samuel Becketts Viermännerdrama „Wir warten auf Godot“ zu dem erschütternden und unwiederholbaren Bühnenerfolg. Die Spiegelung der Menschentragödie unseres Jahrhunderts in den sinnlos erscheinenden, jedoch gerade in ihrer Sinnlosigkeit wesentlichen Dialogen der

Vier, die auf „Godot“, auf Gott, auf eine Deutung ihrer Schicksale warten, wurde zu einem Theaterereignis. „Das Schloß“, eine Dramatisierung nach Franz Kafka von Max Brod, unter dem jungen, sehr begabten Rudolf Noelte uraufgeführt, gab dem „Godot“ nichts nach. Beide Stücke fanden ihre Entsprechung im gallischen Esprit von Jean Giraudoux' „Elektra“ und Anouilh's „Lerche“. Der Schweizer Leopoldt Lindtberg inszenierte das Spiel aus dem Atridenrepertoire der abendländischen Kulturgeschichte, mit der sensiblen und ausdrucksstarken Joana Maria Gorvin in der Hauptrolle, zu einem überlegenen geistigen Kommunikationsakt aus dem Gefühl unseres Jahrhunderts. Das oft so mißbrauchte „Abendland“ erhielt hier vom Dichter und seinen Akteuren in einem Proteus-Prozeß von zeitgemäßer Wandlungskraft seine ursprüngliche Bedeutung als Ort geistiger Traditionen wieder, die von jeder Generation neu umgeschmolzen werden müssen, wenn sie lebendig bleiben sollen. Die „Lerche“ aber, jenes amüsante und spritzige, das starr gewordene Bühnenbild auflösende Konversationsdrama um Jeanne D'Arc, wurde mit Hannelore Schroth zu einem artigen Kompliment an den französischen Nachbarn, das Leo Mittler virtuos in Szene setzte.

Der seit Jahrzehnten in Berlin heimische Norden, hier Henrik Ibsens „Nora“, erlebte, von Barlog entstaubt und aus der Literaturgeschichte neu in die Wirklichkeit versetzt, seine Wiedergeburt mit einer so vehementen und gefühlsstarken Darstellerin wie Käthe Braun. Deutsche Autoren konnten Erfolge erzielen: Georg Kaisers „Kolportage“ fand ein intellektuell entzücktes Berliner Publikum, Heinz Coubiers Seedrama „Ein Kommandant meutert“ wurde ein Aufführungsserienerfolg trotz seiner mitelmäßigen Ausdruckskraft. Auch die

Uraufführung der „fatalen Komödie“ Ulrich Bechers: „Mademoiselle Löwenzorn“ konnte — unter der Regie von Ludwig Berger — gerettet werden, weil die Leistung der Akteure viele Schwächen überspielte. Hier zeigte es sich, daß ein Ensemble auch aus einem wirklich „fatalen“ Stück einen theatralischen Erfolg machen kann, wenn es die Leidenschaft des Spielens zu vermitteln weiß.

Im großen Haus des *Schillertheaters* erzielte Karl Heinz Stroux mit Arthur Millers „Hexenjagd“ jene von der Bühne ausgehende, tragische Befreiung des Menschen von den Zivilisationskomplexen seiner Zeit. Das Stück, das — glänzend gebaut und geschrieben — sich gegen jede „Hexenjagd“ zu jeder Zeit wendet, gedieh zu einer eindringlichen theatralischen Kampfansage gegen Menschenverfolgungen der Gegenwart, denen nicht nur die Berliner und Mitteldeutschen ausgesetzt sind. Hier wurde großes Zeittheater gegeben, das u. a. von der zarten und leidenschaftlichen Luitgard Im und Alfred Schieske überzeugend abgehandelt wurde. Mit der deutschen Erstaufführung von Fritz Hochwälders „Donadieu“ kam leider ein allzu historischer Effekt in das Publikum, der wenig Wirkungen zeigte. Man bemerkte, wie Menschlichkeit sich mit Rhetorik nicht darstellen läßt. Die obligatorische Shakespeare-Reverenz, „Richard III.“, erhielt von Karl Heinz Stroux eine fast allzu milde Tönung, die trotz ausgezeichneter Besetzung nicht ganz „ankam“. Camus' „Belagerungszustand“ fehlte die geistige Spannweite, die man dem Vorgang gewünscht hätte, der Berlins Rolle in der Zeitgeschichte entsprechen könnte.

III

Seit der Wiener Professor Oskar Fritz Schuh die Leitung des „*Theaters am Kurfürstendamm*“ („*Freie Volksbühne*“) übernommen hat, darf man eine ernstzunehmende Rivalität mit den Städtischen Bühnen verzeichnen. Mit wenigen entscheidenden Inszenierungen wurde das Haus aus seiner Mittelmäßigkeit gehoben. Es ist heute eine der interessantesten

Bühnen Westberlins und des westlichen Deutschland geworden. Im Bühnenbild von Caspar Neher gelang Schuh eine Erneuerung der Lessingschen „*Emilia Galotti*“ aus der Szenerie der Oper. Die kühne Koppelung von Büchners „*Wozzek*“ (mit der zielsicheren Musik des jungen Theo Goldberg) und Molières „*Tartuffe*“ wurde zu einem der stärksten Theaterabende in der Viersektorenstadt. Die so gegensätzlichen Stücke wurden vom gleichen Ensemble gespielt, dem u. a. die außerordentliche Ursula Lingen, Kurt Meisel und vor allem die große Sprecherin Tilla Durieux angehörten. Mit der Uraufführung der Tragikomödie „*Der Hauptmann und sein Held*“, die von dem ehemaligen Brecht-Schüler, dem siebenundzwanzigjährigen Berliner Claus Hubalek, über einen pointierten Vorfall aus den letzten Kriegstagen verfaßt wurde, konnte Professor Schuh einen Erfolg für die junge deutsche Dramatik erzielen. Mit Bühnennachwuchs aus dem wirkungssichersten Berliner Kabarett, den „*Stachelschweinen*“, besetzt, wurde hier zum ersten Male ein tragischer Militärfall zu einer komödiantischen, augenzwinkernden Lustbarkeit. Neun Jahre nach dem Kriege war dies fällig. Hubalek, der den Gerhart Hauptmannpreis der „*Freien Volksbühne*“ dafür erhielt, hat jetzt die Chance, weiterzukommen, jene Chance, die ihm der angeblich so theaterfreudige Osten und Bert Brecht aus politischen Gründen versagten. Schuhs letzte Inszenierung, die Operette „*Mamselle Nitouche*“ von Hervé, neu eingerichtet von Alexander Steinbrecher und Hans Weigel, wurde zu einem köstlichen Faschingsspaß, obwohl das Zeitkolorit recht überholt blieb.

IV

Zwei Boulevardtheater von Rang, die „*Komödie*“ und das „*Renaissancetheater*“, hielten ihre großen Darstellern verpflichtete Vorrangstellung für ein Theaterpublikum, das sich etwa an „*Jane*“ mit Käthe Dorsch oder „*Der Seiltänzer*“ mit dem unverwüstlichen Viktor de Kowa nicht sattsehen möchte. Mit dem für Berlin wiedergewonnenen

Hans Nielsen und anderen dürften beide Bühnen, auf denen soeben auch Elisabeth Bergner und Rudolf Forster Wiedersehen mit ihrer theatralischen Vergangenheit in der deutschen Hauptstadt feiern können, auch den Ensemble-Geist gefunden haben, der unseren Theatern so nottut. Zwei junge Darsteller, Renate Danz und Harald Juhnke, die sich dort durchsetzen konnten, sollten nicht vergessen werden. Das „*Intime Theater*“ am oberen Kurfürstendamm versucht sich als reizvolle Zimmerbühne, der jedoch noch Zugstücke fehlen. Die kleine „*Tribüne*“ am Ernst-Reuter-Platz fiel mit Harald Zusaneks „*Straße nach Cavarere*“ glänzend durch — auch dies gehört zum Theater. Mit „*Escape*“ jedoch, einem bühnenwirksamen britischen Stückchen, konnte es langanhaltende Erfolge erzielen. Hier beeindruckten Karl John und Erika Dannhoff. Das „*Hebbeltheater*“ hart an der Sektorengrenze ist noch immer das Stiefkind der Westberliner. In dem traditionsgesättigten Haus, das kurz nach dem Kriege der Mittelpunkt des Berliner Theaters war, wird mit geringen finanziellen Mitteln vor allem das Volksstück gepflegt. Der „*Raub der Sabinen*“

konnte Serienerfolge erzielen. Der Theaterklub im „*British Centre*“ ist nicht nur ehrgeizig, sondern auch das, was man „*verwegen*“ in der Stückwahl nennt. Er erfreut sich deshalb großer Anhängerschaft. Seine jungen Regisseure und Schauspieler benutzen den „*Club*“ als Sprungbrett für größere Aufgaben, die ihnen noch öfter als bisher zufallen sollten.

V

Das sehr kritische Publikum hat im letzten Jahre öfter als bisher die Waffen vor dem strecken müssen, was geboten wurde. Westberlins Theater sind aus der Sackgasse heraus, in die sie nicht immer unverschuldet und durch die Insellage der Stadt geraten waren. Sie bilden wieder Maßstäbe aus. Sie ziehen die westdeutschen Kritiker zu Premieren in die Stadt. Sie sind auf dem Wege, ihre frühere Geltung wiederzuerlangen. Dies feststellen zu dürfen, bedeutet gleichzeitig, daß den theaterbegeisterten Menschen in Mitteldeutschland geholfen und den Berlinern ein Stück jener Vergangenheit zurückgegeben wird, von der nicht nur Deutschland früher profitierte.

Wolfgang Paul

Zwiespalt der Weltreiche

Der Direktor der niederländischen Gesellschaft für internationale Beziehungen — in den bescheideneren niederländischen Verhältnissen etwa dem britischen königlichen Institut für Außenpolitik vergleichbar — Dr. Bernard H. M. Vlekke, hat unter dem obigen Titel ein Buch von 500 Seiten geschrieben. (Vlekke: *Tweespalt der Wereldrijken; De Tegenstelling tussen Oost en West in wezen en wording*. Herausgegeben bei H. D. Tjeenk Willink & Zoon, N. V., Haarlem.)

Dieses Buch erschien am Vorabend der Viererkonferenz von Berlin. Vielleicht ist der Erscheinungstermin das einzig Sensationelle an dem Buch. Jedenfalls hat der Verfasser keinerlei Sensationsbedürfnis zu befriedigen versucht. Weder in der Behandlung des Stoffes noch im Stil des Buches spürt man auch nur die geringste Neigung, eine „Konjunktur auszunützen“, wie das im Laufe der Zeit leider auch bei den ernst zu nehmenden Historikern vielfach der Fall ist. Dennoch bereitet die Lektüre des Buches eine vom Verfasser weder gesuchte noch berechnete Sensation. Im Strom der endlosen Memoirenliteratur, die oft nicht mehr ist als der berüchtigte internationale Persilschein in Buchform, ist dieses Buch eine Wohltat. Niemand zuleibe und niemand zuleide wird hier mehr gegeben, als der Titel verspricht. Den Hintergrund des den Zeitgenossen berührenden Konfliktes zwischen Ost und West bildet hier nämlich eine verantwortete Übersicht der internationalen Beziehungen während der letzten vierzig Jahre. Dabei ist ein doppeltes Ziel erreicht. Quantitativ ist eine Fülle von Material verarbeitet, dessen mengenmäßige Bewältigung bereits Respekt erzwingt. Außerdem, vielleicht noch wichtiger, ist damit qualitativ der heute die internationale Politik beherrschende Gegensatz Amerika — Sowjetrußland in den Ablauf des Weltgeschehens während der letzten vierzig Jahre gestellt, wodurch sein Wesen und Werden tiefer fundiert wird als aus der beschränkten Nachkriegssicht.

Die Folge dieser Stoffbehandlung ist jedoch nicht nur der Reichtum größerer Sicht, sondern auch die Dämpfung allzu naiver, lokal-bestimmter Hoffnungen, gleichgültig, ob sie nun auf den asiatischen Raum, den europäischen oder — noch enger — auf den deutschen Raum zugeschnitten sind. Selbst derjenige, der sich berufsmäßig mit der praktischen internationalen Politik beschäftigt, wird sich dem Eindruck nicht entziehen können, daß das Buch Vlekkes Vergessenes, das zu Unrecht im Strudel einer schnell sich bewegenden Zeit verschwand, in die Erinnerung zurückruft und damit der Einsicht in die Vielseitigkeit eines Problems dient, das im Wandel der Zeiten — wobei der Begriff „Zeit“ auf Wochen und Tage angewandt wird — oft bis zur Einfältigkeit vereinfacht wurde.

Es scheint mir ausgeschlossen, daß man dieses Buch lesen kann, ohne mehr als einmal mit unbekannten Quellen, mit einer neuartigen Sicht — als Er-

gebnis der gezeigten Tatsachen, nicht als Resultat einer Arbeitshypothese des Verfassers — oder mit dem Nutzen der Reaktivierung verblaßter oder vergessener Entwicklungslinien konfrontiert zu werden. Ob man will oder nicht, wird man sich der Erwartung des Verfassers im Vorwort beugen müssen, wo er sagt: „Es würde in gewisser Hinsicht erfreulich sein, wenn man meine Darlegung nicht zustimmend hinnimmt; denn das Buch soll nicht zum Nacherzählen, sondern zum Nachdenken anregen.“ Es wäre zu begrüßen, wenn dieses Buch in absehbarer Zeit nicht nur den Lesern einer vorbereiteten englischen, sondern auch einer zu erhoffenden deutschen Ausgabe zur Verfügung stünde.

Vlekke beginnt mit der Registrierung der Abgrenzung zwischen Ost und West im Weltmaßstabe. Er setzt sich mit den Argumenten derer, die im Ost-West-Konflikt nur den ideologischen Gegensatz, und derer, die darin nur den sattnam bekannten Interessengegensatz sehen wollen, auseinander. Vorsichtig versucht er die verschiedenen Elemente, die zu den Triebkräften des Gegensatzes gerechnet werden dürfen, herauszuschälen, ohne natürlich eine Art Formel für das Verhältnis der Ursachen aufstellen zu wollen.

Den Rahmen der heute üblichen Beurteilung des Gegensatzes sprengt Vlekke, wenn er für sein Entstehen zurückgreift auf die Geschichte Rußlands, seines Verhältnisses zu England und zu anderen europäischen Weltmächten des 19. Jahrhunderts. Hier setzt die Untersuchung einer Entwicklungslinie ein, die in der heutigen Tagespolitik meistens und zu Unrecht übersehen wird. Ohne Kjellén zu nennen, wird dessen Ausspruch von Amerika, dem „emigrierten Europa“, lebendig gemacht und gezeigt, wie es der Gegensatz innerhalb Europas ist, der unter den neuen Machtverhältnissen, nämlich dem machtpolitischen Übergewicht Amerikas, zu einem Gegensatz geworden ist, der Ost-West gleichsetzt mit Sowjetrußland - Amerika. In diese Vorstufe baut Vlekke die strukturellen Änderungen der Innen- und Außenpolitik nach der russischen Revolution von 1917, wodurch der russische Aspekt verändert wurde, genau wie die „Jugend“ des ungeachtet eigenen Wollens in die Weltpolitik geschleuderten Amerika den westlichen Aspekt des Konfliktes einer Korrektur unterzog.

Vielleicht ist das Kapitel über das Verhältnis zwischen Ost und West zwischen beiden Weltkriegen für die Bürger europäischer Länder das fruchtbarste. Nicht weil es die tatsächlichen Machtverhältnisse widerspiegelt, wohl aber weil ein in die Isolation zurückgezogenes Amerika sich weigert, seinen Platz in der Weltpolitik, wie er durch den Ausgang des Ersten Weltkrieges geschaffen wurde, einzunehmen, wodurch es die europäischen Länder sind, die den „Westen“ im Ost-West-Konflikt vertreten.

Die Jahre zwischen den Weltkriegen bringen eine Reihe von politischen Entscheidungen, die mit einem Wort das Ende der europäischen Hegemonie in der Welt bedeuten. Es kostet nur wenig Mühe, in der Politik aller europäischen Länder, die noch in diesem Jahrhundert den Anspruch der Großmacht erhoben haben, die wunden Punkte aufzuweisen, wo in einem erschreckenden Tempo die faktische Liquidation von Machtpositionen stattfand, ohne daß die Bürger dieser Länder bis heute auch nur bereit gewesen wären, die Wirklichkeit dieser Entwicklung zur Kenntnis zu nehmen. (Um ein einziges Beispiel von vielen zu nennen: die Flotten-Verabredung zwischen Amerika, England und Japan im Verhältnis: 5-5-3. Der „Beherrscher der Weltmeere“ erreicht die Gleichheit zwischen sich und Amerika, nicht aus der Überlegenheit, sondern als Folge jener außenpolitischen Gutmütigkeit, die Amerika versprechen läßt, nicht mehr an Kriegstonnage zu bauen als England — *imstande* wäre zu bauen . . .)

Die zweite Hälfte der Zwischenkriegsperiode mit der faktischen Registrierung des europäischen Bedeutungsschwundes, der nicht sichtbar wird durch die machtpolitische Enthaltensamkeit der Vereinigten Staaten, ist erfüllt von einer Entspannung im Ost-West-Konflikt. Es ist eine Art der Entspannung, der Vlekke außerordentliche Bedeutung zumißt und die gleichzeitig das Bedenken wachruft, daß nur westliche Verzichtse zu einer zeitlichen Entspannung führen, weil sie gleichzeitig der ideologischen Aggressivität des Ostens den Wall vorenthalten, an dem sich der Widerstand brechen müßte und wodurch gerade der Konflikt als echter Konflikt in Erscheinung treten würde.

Diese Periode bezeichnet Vlekke als die „Volksfrontmentalität“, der er — ich glaube rechtens — große Bedeutung beimißt. In verschiedenen europäischen Ländern werden die Kommunisten eine hoffähige Gesellschaft. Internationale und nationale Entwicklungen befruchten einander gegenseitig. Der rote Handel droht nicht mehr, er lockt. Die Satisfaktion der Sowjetunion in internationalen Organisationen führt zur Anerkennung innerhalb der nationalen Politik und umgekehrt.

Diese Entwicklung drückt sich nicht nur aus in jenen Ländern; in denen regelrechte Volksfrontregierungen zustande kommen. Eine merkwürdige Facette davon läßt sich auch in den Vereinigten Staaten feststellen. Der Widerstand gegen das herrschende republikanische Regime kulminiert in der Neigung zum andern Extrem. Was Vlekke aus jener Zeit an Tatsächlichkeiten der innerpolitischen Gegensätze in den Vereinigten Staaten zusammenträgt und zu erklären versucht, ist ein sehr aktueller Beitrag zum Verständnis der heutigen Hexenverfolgungen des McCarthyismus. Für den Augenblick des Kriegsbeginns gibt Vlekke ein Panorama der außenpolitischen Konzeption der Weltmächte (solcher, die es sein möchten, und solcher, die es wider Willen sein müssen). Was dann folgt, ist eine Analyse der Diplomatie während der Kriegsjahre. Für diese Zeit fehlt es weder an Memoiren noch an Streitschriften. Wer aus berufsmäßigen Gründen verpflichtet ist, diese Literatur zu lesen, wird in Vlekkes Buch wenig Überraschungen erleben. Doch auch ihm, wenngleich viel mehr dem politisch interessierten Laien, wird die Fülle des verarbeiteten Materials imponieren. Gerade in diesen, bis ins Einzelne und Erschöpfende gehenden Darlegungen zeigt sich Vlekke als Historiker von Format.

Der Kernpunkt dieser Periode, ohne daß man Einflüssen der Kriegsnotwendigkeiten oder dem Auftreten „lichter Momente“ völlig gerecht wird, bildet die Schlußfolgerung, daß der Westen in dieser Periode eine Politik der Illusionen geführt hat. Er hat, trunken von Selbstbewußtsein, die sowjetrussische Propagandaphrase geglaubt, daß die Entwicklung des Bolschewismus zur Menschlichkeit ein sich vollziehender Prozeß sei, den der Westen fördern könne, wenn er nur durch entsprechende Konzessionen an die sowjetischen Interessen die Angst Moskaus vor dem überstarken Westen liquidieren helfe. Die zweite Phase der „Entspannung“ in der bald vierzigjährigen Geschichte der Sowjetunion ist wiederum das Ergebnis einer Politik der Konzessionen, des „guten und braven Benehmens“ gegenüber Moskau. Und die scheiterte an dem Punkt, an dem Moskau gegenüber einem revidierten status quo nur das stetige unersättliche „Mehr“ ertönen ließ.

Die Zeche dieser Politik hat Europa im allgemeinen und Deutschland im besonderen zu zahlen. Das macht begreiflich, daß — vor allem in Deutschland — ein echtes und berechtigtes Ressentiment gerade gegen diese Periode der Politik der Alliierten besteht. Die einzige Entschuldigung, welche die Westmächte dagegen vorbringen können, ist diese: sie haben diese Politik geführt in der sicheren Erwartung, gerade dadurch ein friedliches Nebeneinander der Nationen sichern und den dauerhaften Frieden gewährleisten

zu können. Merkwürdig bleibt jedenfalls die Kritik an dieser Politik, soweit sie geführt wird von politischen Gruppen, die sich heute, im Augenblick der neuerlichen Ost-West-Verhandlungen, durch eine Haltung auszeichnen, die man nur als die Wiederholung der Fehler Roosevelts bezeichnen kann, allerdings mit dem Unterschied, daß jenem die Erfahrung fehlte, die diesen, sofern sie aus der Geschichte lernen wollen, reichlich zur Verfügung steht. In jedem Falle kommt die politische Haltung dieser europäischen Staatsmänner zu der merkwürdigen Schlußfolgerung, daß man den Teil (sei es Frankreich, Deutschland oder England) retten könne, wenn man das Ganze (nämlich Europa) preisgäbe. Im wesentlichen liegt der Trugschluß in jedem Falle in der Unterschätzung des Bedeutungsschwundes, den Europa und damit alle seine Teile während der letzten fünfzig Jahre erfahren haben.

Nicht nur zu diesem Thema bringt Vlekke eine Fülle von Material. Sehr eingehend und erschöpfend analysiert er die amerikanische Politik in Asien. Auch hier wieder zeigt sich der Wert seines Ausgangspunktes: den Ost-West-Gegensatz im Weltmaßstabe zu betrachten. Man kann sich nicht stark genug wünschen, daß Europäer sich mit der amerikanischen Politik, ihren Versuchen, Erfolgen und Niederlagen vertraut machen, gerade um zu erreichen, daß jener Illusion ein Ende gemacht wird, im Fernen Osten die Tauschobjekte zu finden, die dem Leben in Europa einen Teil seiner oft unerträglichen Spannung nehmen könnten.

Vlekke schließt sein Buch mit der Betrachtung jener Periode zwischen 1947 und 1950, in welcher die Illusionspolitik der Kriegsjahre unter dem Eindruck der Nachkriegsentwicklung preisgegeben werden mußte. Das erhoffte „friedliche Nebeneinander-Leben“ wird ein friedliches Nebeneinander-Leben mit gegenseitigen Beschuldigungen. Der Prozeß der Aufspaltung in Europa und Asien ist von Vlekke in allen Einzelheiten registriert.

Vlekke läßt sein Buch ausklingen in einen Epilog, der sich vor jeder politischen Empfehlung hütet. Daß der Historiker nicht Prophet sein will, ist verständlich. Dennoch gibt es für eine Schlußbetrachtung, die sich darauf beschränkt, auf die vorab behandelten Tatsachen zu verweisen und jede Schlußfolgerung zu unterlassen, nur ein Urteil (das dem politischen Nachbarn und Weggefährten Vlekkes aus der Kenntnis des Denkprozesses bei Vlekke erlaubt erscheint). Vlekke steht unter dem Eindruck seines eigenen Studiererlebnisses; er ist sich der Tragweite seiner Untersuchung bewußt und weigert sich im Gefühl dennoch, eine Härte des über uns liegenden Schicksals anzuerkennen, dessen unerbittlicher Realität sich der Historiker nicht entziehen kann.

Ein ausführliches Register gestattet dem Politiker und Journalisten, dem Lehrer der politischen Wissenschaften und dem Historiker, mit diesem Buch, dessen Sensation die Sensationslosigkeit einer materialreichen Darstellung ist, praktisch zu arbeiten.

Alfred Vrozer

Christliche Religion und Kultur

Im Rahmen der rühmlichst bekannten Gifford-Lectures hat *Christopher Dawson* — auf den als Religionsforscher und politischen Pädagogen kaum noch besonders hingewiesen zu werden braucht — einer allgemeinen Reihe über die Wechselbeziehungen von Religion und Kultur eine besondere folgen lassen, in der er „Die Religion im Aufbau der

abendländischen Kultur“ behandelt (Düsseldorf 1953, Schwann. 360 S. DM 16.—). Nicht die Bedeutung „der“ Religion (an sich) für „die“ Kultur wird hier analysiert, wohl aber die christliche Religion, die von ihrer Stiftung her im vollen Lichte der Geschichte steht, als innerste Triebkraft des Kulturraumes erkannt, der der ganzen Welt ihren Geschichtssinn gegeben hat: nostra res agitur.

Solch ein Unternehmen darf ein Gelehrter nur auf der Stufe vollster wissenschaftlicher und humaner Reife wagen. Da Dawson auf ihr steht, wurde sein Buch zu einem kostbaren Geschenk, erfreuend und anspornend wie das Meisterstück eines Goldschmiedes.

Wissenschaftliche Kritik mag an manchen Stellen, auf Grund neuerer und neuester Forschungen, andere Akzentsetzungen vorschlagen. Doch ein „klassisches“ Werk wie dieses steht über solcher Auseinandersetzung. Auch in Dawson — er weiß es selbst! — wirkt die Tradition der folgeschweren Spaltung, die seit Jahrhunderten Europas geistiges Gesicht prägt und die innerwissenschaftlich sich als scheinbar unbundenen Nebeneinander von Profan- und Kirchengeschichte äussert. In ihr zeigt sich letztlich das spezifisch christliche Grundproblem: wie Geist in Welt, Ewigkeit in Zeit gestaltet hineinzuwirken vermögen. Was aus solcher Spannung nie gelingen zu können scheint, ist dennoch — gerade darum! — Triebkraft der immer neuen „Renaissancen“, in denen das abendländische Wachstum sich vollzieht: „Die gegenseitige Unabhängigkeit von kulturellem Führertum und politischer Macht war einer der Hauptfaktoren für die dynamische Schöpferkraft der abendländischen Kultur. Denn die Geschichte Europas ist die Geschichte einer Reihe von Renaissance, von religiösen und geistigen Erneuerungsbewegungen . . .“

Dawson stellt vor den Leser einzelne große Bilder, glänzend in sich geschlossen und ausgewogen; als Beispiele seien hier nur genannt das Kapital über die Entstehung des theokratischen Königtums im barbarischen Westeuropa der Völkerwanderungszeit, oder das andere über Genossenschaften und Einungen in der mittelalterlichen Stadt. An einzelne Thesen (z. B. „das, was die Kultur des Abendlandes von den anderen Zivilisationen der Welt unterscheidet, ist ihr missionarischer Charakter“) sollte das Weiterdenken des Lesers anknüpfen: Der abendländische christliche und nachchristliche Humanismus — damit auch ein Le-

Preuves

Monatshefte

herausgegeben vom Kongreß
für die Freiheit der Kultur,
23, rue de la Pépinière, Paris 8e

Aus dem Inhalt des Aprilheftes:

THIERRY MAULNIER

L'accueil à l'Abbé Pierre.

MICHEL MOHRT

William Faulkner
ou Démonstration du souvenir.

GEORGES PILLEMENT

Paris en l'an 2.000.

HENRY POULAILLE

Ferreira de Castro.

Zu beziehen durch:

„Kongreß für die Freiheit der Kultur“
Berlin-Zehlendorf, Schmarjestr. 4

Probenummern kostenlos!

Jahresabonnement: DM 8,—

Der Monat

Eine internationale Zeitschrift
herausgegeben von Melvin Lasky

Heft 67 • April 1954

Aus dem Inhalt:

G. F. Hudson

Wozu überhaupt Ideologie?

Graham Greene

Mau Mau, der schwarze Gott

Bertram D. Wolfe

Der Meisterspitzel

Die Geschichte von Roman Malinowski

Hellmut Jaesrich

Null-acht-fünfzehn auf Hawaii

Berlin-Dahlem
Saargemünder Straße 25

Einzelheft DM 1,—

benswerk der Reflexion über die eigenen Daseins-„Gründe“ wie das von Dawson — entstammt diesem Ansatz (den das imperialistische Byzanz samt seinen Nachfolgekulturen nicht kennt). Auf Dawson, einen der vornehmsten zeitgenössischen Vertreter des christlichen Humanismus, mögen füglich die von ihm selbst zitierten Worte von Alkuins Lehrer Aelbert von York angewandt werden: „daß es schmachvoll wäre, wenn man das Wissen, das die Weisen alter Zeiten entdeckt und gesammelt, haben, in unserer Generation untergehen ließe“. In einem solchen Bewußtsein zeigt sich — wieder mit den Worten von Dawson selbst — „ein Ausmaß von Verantwortungsbewußtsein der Vergangenheit gegenüber, das weit eher das Zeichen eines echten Humanismus als blinder Traditionsgläubigkeit ist“.

Hellmut Kämpf

Frühe Rilke-Erinnerungen

Die Aufzeichnungen von *Lou Albert Lasard* über ihre Freundschaft mit Rilke greifen auf die Jahre vor 1914 und auf die Zeit des Ersten Weltkriegs zurück. (*Wege mit Rilke*, Frankfurt, S. Fischer Verlag. 192 Seiten DM 13,50) Und nun ergeht es uns mit einem solchen Buche, wie es wohl nicht anders möglich ist: manches erscheint uns fremdartig, übertrieben, sentimental. Das Individuum wird mit einem Pathos beladen, das uns heute nicht mehr erlaubt erscheint. Der Lebensstil des Dichters zeigt Formen des Reichtums und der Verschwendung, als stünden ihm unerschöpfliche Mittel zur Verfügung. Der Wirklichkeitswelt gegenüber besteht eine Überempfindlichkeit, die immer wieder zu Fluchten und damals anscheinend noch möglichen hermetischen Abschlüssen zwingt. Das alles gehört zu der Zeit vor 1914, und man würde ihr wohl nicht gerecht, wenn man es ausschalten oder unterdrücken wollte. Es sei auch nicht unterlassen festzustellen, daß die Verfasserin sich häufig mehr in den Vordergrund spielt, als aus Gründen der Darstellung des ganzen Stoffes nötig ist. Unter den 16 in diesem Buche zum ersten Male veröffent-

lichten Gedichten Rilkes sind viele, deren man nicht bedarf und die nur die Menge jener Versuche und Gelegenheitsarbeiten vermehren, welche man nicht neben die wesenhaften Dichtungen Rilkes stellen kann. Das alles mag dem, der sich für dieses Buch interessiert, im voraus gesagt sein, um ihm Enttäuschungen zu ersparen. Und dennoch wird man den ernsthaften Betrachtern Rilkes empfehlen, dieses Buch zu lesen, weil es deutlicher als manches andere zeigt, aus welcher Luft der Dichter kommt, aus welchen natürlichen Vorgegebenheiten er seine Dichtung schöpft. Vergessen wir nicht zu sagen, daß auch sehr schöne Gesprächszitate in dem Buche enthalten sind, darunter herrliche Eingebungen des Augenblicks, wie sie nur dem Genie zuteil werden. Von höchstem Interesse ist in diesen Aufzeichnungen der Vorüberzug all jener großen Personen der Zeit, mit denen Rilke bekannt oder befreundet war: Hofmannsthal, Kassner, Franz Marc, Kokoschka, Thomas und Heinrich Mann, Annette Kolb, Norbert von Hellingrath u. a. So mag dieses Buch in den Bemühungen unserer Zeit, von Rilke ein sachlicheres und gerechteres Bild zu gewinnen, auch seine Rolle spielen.

Fritz Usinger

Franz Kafka — Neue Folge

Die lockere Folge der „Gesammelten Werke in Einzelausgaben“ von *Franz Kafka*, die amicissimus *Max Brod* im S. Fischer Verlag herausgibt, ist um zwei wichtige Bände vermehrt worden, den Roman „*Amerika*“ und, unter dem Titel des Erzählungsfragmentes „*Hochzeitsvorbereitungen auf dem Lande*“, einen zweiten aus Bruchstücken, Notizen und Aphorismen zusammengestellten Band.

Stünde man vor der Frage, jemandem ein Buch von Kafka zu schenken, der noch nichts weiter als den Namen von ihm kennt, man könnte wohl kaum etwas Besseres tun, als den Roman „*Amerika*“ auszuwählen. Er stellt die natürlichste Einführung in Kafka, die beste Verführung zu Kafka dar, die es gibt. Das zauberhafte, leider unvollendet gebliebene Werk (immerhin ist es ein 360 Seiten starker Band) ist schon „ganz

Kafka“, ohne daß es doch die volle Schärfe seiner Schwermut und Depressivität entfaltet, die manchem die Liebe zu den Spätwerken so sehr erschweren. Dennoch gehört dieser dritte große Roman Kafkas schon in engen Zusammenhang mit dem „Prozeß“ wie mit dem „Schloß“. Das zentrale Kafkathema der menschlichen Verirrtheit, der heillosen Daseinsentfremdung wird auch in dieser Geschichte schon angeschlagen. Es erscheint jedoch noch nicht in seiner zerstörerischen Virulenz, und zwar in erster Linie deshalb nicht, weil der Held der Geschichte eine so glückhafte, zauberisch reine Person ist, dann aber auch, weil die Fabel in ein pralles, lebensgesättigtes Milieu, eben das amerikanische, eingebettet wurde. Es ist ein leise „abstraktes“, surrealistisches Amerika, das in der Erzählung den Hintergrund der Ereignisse um den sechzehnjährigen Auswanderer Karl Rossmann aus Prag in Böhmen erstellt. Der Jüngling ist wie ein Märchenkind von seinen Eltern in halberwachsenem Zustand gleichsam noch ausgesetzt worden, weil er sich in der Heimat von einem ältlichen Frauenzimmer hat verführen lassen und nun ein Skandal droht. Diese Vorgeschichte wird einmal beiläufig und kurz, freilich just in der Verführungsszene, obwohl ohne jede eigentliche Erotik doch höchst intensiv erzählt. Kafka ist ja vielleicht der unsinnlichste Erzähler, den man sich denken kann, ohne daß er im sittlichen Sinn „keusch“ wäre; er steht gar nicht in der sinnlichen Versuchung.

Die Erzählung beginnt mit der Ankunft des Dampfers in New York, wo sich gleich ein „Wunder“ ereignet und dem Leser zunächst einmal die sich schon anmeldende Angst um das Schicksal des ahnungslosen Helden wieder genommen wird. Der in der amerikanischen Welt verlorene Knabe, der aber innerlich merkwürdig gut umhüllt ist, so daß er gar nicht sehr fröstelt, wird noch auf dem Schiff von einem verschollenen reichen Onkel entdeckt und sogleich in die Märchenwelt amerikanischer Dollarmillionäre eingeführt. Dieses Märchen hat jedoch einen verborgenen Haken. Ähnlich wie in der Grals-

FORVM

*Österreichische Monatsblätter für
kulturelle Freiheit*

1. JAHR WIEN, APRIL 1954 HEFT 4

Alfred Maleta / Wilhelm Fuechsl
*Für einen
österreichischen Rundfunk*

Karl Kraus
*Zur 80. Wiederkehr seines
Geburtstages*

Otto Mauer
Rom und Moskau

Pro und Contra
Gibt es einen Neonazismus?
Rudolf Pechel / Hans Buchheim

Theater — Bücher — Film —
Bildende Kunst

FORVM, Wien VII, Museumstr. 5
S 4.—, DM 1.—, Sfrs 1.—

Deutschland:
Pressevertrieb, Frankfurt/Main
Mainzer Landstraße 225

Argentinisches Tageblatt

Das führende Organ der
Deutschsprechenden
in Südamerika

25 de Mayo 626,
BUENOS AIRES

mit seinen Wochenausgaben

Argentinisches Wochenblatt

1. für Lateinamerika
2. für Brasilien

Seit 1878 bewährte Mittler
zwischen 2 Kontinenten

Vertretung für Deutschland:

GOTTHARD HERZIG,
Dalbergstr. 2, Regensburg, Bayern

burg wird auch in ihm die allzu große Naivität bestraft. Ohne daß der Neffe es ahnt, hat der Onkel seine Wohltätigkeit an die eine Bedingung geknüpft, daß er allein die Liebe seines Neffen erhält, daß dieser also keinesfalls einmal von ihm fortgeht. Die erste Einladung in ein befreundetes Haus, die der Knabe trotz leiser Warnungen seines Onkels immer noch ahnungslos annimmt, wird ihm daher zum Verhängnis. Der Onkel läßt ihm bescheiden, daß er nicht mehr zurückkehren dürfe. So landet der Jüngling um Mitternacht, auch von seinen Gastgebern im Stich gelassen, auf der Landstraße, und es währt nur bis zur nächsten Herberge, daß er in die Gesellschaft zweier Landstraßengauler gerät, die fortan die Bluthunde seines Schicksals werden. Ein freundliches Zwischenspiel schiebt sich noch einmal ein: der Jüngling Karl Rossmann wird seine beiden dunklen „Kameraden“ zuerst noch einmal los und erhält in einem großen Hotel am Weg eine Anstellung als Liftboy. Der eine der Ganoven „besucht“ ihn aber im Hotel, lockt ihn von seinem Arbeitsplatz weg, es kommt zu einem Skandal, und der Knabe muß am Ende froh sein, nur aus dem Hotel geworfen und nicht gleich mit auf die Polizei genommen zu werden. Dieser entrinnt er freilich bloß um den Preis einer noch schlimmeren Gefangenschaft in den Händen seiner beiden „Freunde“, die ihn vor der Polizei zu schützen vorgaben.

Hier etwa, im „Asyl“ der beiden, das sie mit einem Kraken von Weib teilen, endet der geschlossene Zusammenhang der Geschichte. Sie sollte jedoch einen freundlichen Ausklang mit Wiedersehen und Rechtfertigung finden, von dem nur das als Schluß gedachte Kapitel „Das Naturtheater von Oklahoma“ ausgeführt ist, das in der Tat wieder eine befreiende Dur-Tonart anschlägt, aber doch offen läßt, ob diese Befreiung und Erlösung nicht vielleicht schon eine Transfiguration ins Überweltliche kaschiert. Auch dies wäre sicherlich ein Ausweg und „guter“ Schluß gewesen, im Gegensatz zu „Prozeß“ und „Schloß“, deren schwarze Schwermut sich ja nicht aus der einfachen Tragödie, sondern aus

einem gleichzeitigen transzendenten Nihilismus herleiten.

Kafka hat in dem Knaben Karl Rossmann, hinter dessen Chiffre sich sicherlich wiederum viel Selbstdarstellung verbirgt, kaum einen bestimmten „Typus“, eine anima candida, einen Simplizius oder Parsival neukostümieren wollen. Die Sanftmut und Reinheit dieser Figur lockt das Böse an wie das Licht die Moten; er provoziert geradezu, daß er betrogen und ausgenommen wird. Zwischendurch zeigt der Knabe jedoch, daß er kein Dümmling, sondern ein heller Kopf ist und die ganze Unberechenbarkeit eines lebendigen Menschenkindes hat. Es bleibt ein Geheimnis um ihn und um die Welt, in der er lebt, richtiger gesagt, die sich alleweil aus den Elementen der Wirklichkeit von selbst um ihn bildet. Der Kafkasche Surrealismus tritt in dieser Erzählung noch so verhüllt und durchlichtet auf, daß ein oberflächlicher Leser ihn kaum zu bemerken brauchte und einfach mit der spannenden Fabel auf seine Kosten kommen könnte. Wenn man sich einmal das Unmögliche vorstellt, daß dieses Werk nicht am Anfang, sondern am Ende von Kafkas dichterischem Entwicklungsgang stünde, es würde ein freundlicheres Licht auf das ganze Phänomen Kafka, nicht zuletzt auch auf sein eigenes Leben zurückwerfen. Aber das bleibt freilich im wörtlichsten Sinne ein frommer Wunsch.

Der zweite Band geht mehr den Kafkakenner, den schon gewonnenen Freund des Dichters, aber auch des Denkers Kafka an. Hier finden sich die tiefsinigen, oft so erschütternden Aphorismen der Sammlung „Betrachtungen über Sünde, Leid, Hoffnung und den wahren Weg“, aus denen oft zitiert wird; Sätze von glasklarer logischer Schärfe, zugleich in ein mystisches weißes Licht getaucht, wie sie mancherlei überraschenden Anklang, auch im Inhaltlichen, an Kafkas französischer Schwester und Gegenspielerin Simone Weil offenkundig machen. Der Band erlaubt es dem Leser, genauer in den Werdegang dieser Gedanken hineinzusehen, der aus gleichzeitigen Tagebuchnotizen und „Oktavheften“ zu erkennen ist. Ein sehr wesentliches Stück ist ferner

HERMANN HEIMPEL

Der Mensch in seiner Gegenwart

Sieben historische Essais

207 Seiten. Biegsamer Pappband 8,80 DM; Leinen 10,80 DM

„Geschichte, die uns allzuoft als Notwendigkeit zu drohen oder als pure Zufälligkeit zu narren scheint, wird durch das Medium eines originalen Geistes durchsichtig, ja sie bietet sich als ein höchster Gegenstand gelehrter und menschlicher Bemühung dar . . . Der Aufsatz, der dieser Sammlung von Essais den Titel gibt, führt an den Geheimniskern der Geschichte: an das Durchgängige. Er reißt zu der Höhe empor, von der wir heute Überschau halten könnten. Und sollten. Denn bemerkenswerterweise tritt hier der Gelehrte als ein Fordernder auf. Er rüttelt an der Trägheit des Denkens und — das ist ihm gleichbedeutend — an der Trägheit des Herzens . . . So hat ein Gelehrter der Historie uns lange nicht angeredet.“

Benno Reifenberg in „Die Gegenwart“

VANDENHOECK & RÜPRECHT · GÖTTINGEN

CARL MISCH

Deutsche Geschichte im Zeitalter der Massen

von der Französischen Revolution bis zur Gegenwart

XI u. 555 Seiten. Ganzleinen mit zweifarbigem Schutzumschlag DM 19.80

„Es fällt mir nicht ganz leicht, das faszinierend geschriebene Buch in die politisch-historische Literatur einzuordnen. Man ist versucht zu sagen, daß sich das Buch wie ein spannender Roman liest. Mehr als vermutet, erweist sich die Darstellung als die eines Chronisten, allerdings nicht ausgehend von der Standpunktlosigkeit, sondern von einer nicht verhehlten klar umrissenen Überzeugung. Es ist eine unbeschadet ihrer Sachlichkeit eminent politische, an der Politik orientierte Geschichtsschreibung.“

Die Neue Zeitung (14./15. 2. 1953)

„Das ganze Werk wirkt fast wie eine Geschichtsschreibung aus großer zeitlicher Ferne, seine Spannung ist nicht die Folge epischer Kunst, sondern äußerster Enthaltsamkeit. Mischs Werk liest sich, gerade weil sein Verfasser von einer pointierten Dramatik der Vorgänge absieht, wie eine ungeheure Tragödie mit brennenden Bildern und kaum erträglichen dynamischen Steigerungen.“

Neue Literarische Welt (25. 4. 1953)

W. KOHLHAMMER · STUTTGART

der große „Brief an den Vater“, den Kafka im November 1919 geschrieben, aber, obwohl es ein echter Brief war, nie abgeschickt hat. Er enthält den Schlüssel zu Kafkas Biographie, ist sogar selbst nichts anderes als eine Kurzbiographie, die freilich mehr nach den inneren als den äußeren Ereignissen, mehr nach den Problemen als den Fakten gruppiert und stilisiert ist. Die Kafkaausgabe hat durch diese beiden Bände, zusammen mit den Briefen an Milena und der übrigen Korrespondenz nunmehr eine gewisse Abrundung erfahren.

Joachim Günther

Musikerroman

Der bekannte Schweizer Dichter und Schriftsteller *Gottlieb Heinrich Heer* hat unter dem Titel „*Spuk in der Wolfsschlucht*“ eine Episode aus Carl Maria von Webers Leben mit vollendeter Kunst zu einem Roman gestaltet (Zürich/Stuttgart, Fretz & Wasmuth, 190 S.). Dem Rezensenten, der einmal die ehrenvolle Aufgabe erfüllen durfte, die Biographie Carl Maria von Webers, die sein Sohn Max Maria von Weber geschrieben hatte, im Auftrag von dessen Tochter, der Gattin Wildenbruchs, zu überarbeiten und neu herauszugeben, erscheint es besonders bemerkenswert, mit welcher dichterischen Kraft hier ein Musikerroman aus kargen Mitteilungen in der Biographie erwachsen und voll dichterischer Schönheiten trotz der kurzen Zeit, die in Webers Leben diese Episode umfaßte, ein zutreffendes Bild des großen Komponisten gezeichnet ist. Er behandelt Webers Stuttgarter Zeit, die mit einer Katastrophe, nicht ganz unverschuldet, für ihn endete und den Hohen Asperg in drohende Nähe rückte. Er floh auf die Besitzung seines Freundes Baron Wolfsberg in der Nähe von Konstanz. Hier erlebte er eine leidenschaftliche Liebesgeschichte, aus der er sich vor letzter Verwirrung löste, um seiner Sendung entgegenzugehen. Wahrscheinlich hat den Anstoß zu dem Roman für Gottlieb Heinrich Heer die geschichtlich überlieferte Begegnung mit schweizer Musikfreunden, vor allem dem Begründer der „Helvetischen Musik-

gesellschaft“, gegeben. Der große Wurf ist gelungen, und wir sind dankbar, von einem schweizer Dichter den Roman eines deutschen Komponisten entgegennehmen zu können. Heers starke dichterische Phantasie und seine Gestaltungskraft geben den Geschehnissen die ideelle Wirklichkeit, die den Realitäten von Webers Erleben entspricht.

Die Komposition ist zwingend, die Sprache zuchtvoll.

R. P.

Macht und Ohnmacht

Wer nicht die Zeit vor 1789 erlebt hat, kennt nicht die Süße des Daseins — an diesen Ausspruch Talleyrands (sinngemäß zitiert) denkt man, wenn man die Erinnerungen des Generals *Moritz von Faber du Faur*, „*Macht und Ohnmacht*“ (Stuttgart, Hans B. Günther. 296 S. DM 11,20) liest. Denn auch die „bürgerliche Epoche“, die mit 1914 zu Ende ging, war ein Ancien régime, das uns heute wie ein goldener Traum erscheint. In diese Welt der Stuttgarter Residenz, des Württembergischen Königshofes trat der junge, adelige Leutnant in der blau und gelben Uniform der Königsdragoner und genoß den Glanz als Rennreiter und Vortänzer auf Hofbällen. Aber wie in der harten Wirklichkeit des Ersten Weltkrieges die Kavallerie als Waffengattung abdanken mußte, so streifte auch der Reichswehr-offizier Faber du Faur in der Zeit der Weimarer Republik und des Dritten Reiches eine Illusion nach der anderen ab und wurde zu einem kritischen Beobachter, von dessen scharfem, durch keine innere Unterwürfigkeit getrübbten Blick auch die historischen Größen auf ihre menschliche Echtheit geprüft werden. Und sein Urteil ist in den meisten Fällen richtig. Im wohlthuenden Unterschied zu den vielen Memoiren deutscher Politiker und Generäle, die sich immer nur zu rechtfertigen und alles zu beschönigen suchen, ist Faber du Faur schonungslos — auch gegen sich selbst. Man glaubt das französische Blut seiner Ahnen zu spüren in der witzigen, geistvollen Sprache. Freilich regiert hier nicht der Humor, der einer überlegenen Lebensweisheit entspringt, sondern

tiefe Resignation und Verbitterung. Er sah von Anfang an das Verhängnis kommen, das durch Hitler heraufgeführt wurde, hatte aber weder die Macht noch die Kraft, sich dagegen aufzulehnen. Im Oktober 1944 sollte er wegen Zersetzung der Wehrmacht zu 5 Jahren Zuchthaus verurteilt werden. Und — Ironie des Schicksals! — 1946 sperrten ihn die Franzosen drei Jahre als Kriegsverbrecher in Untersuchungshaft! Als die „Erinnerungen“ General von Fabers erstmals als Zeitungsabdruck erschienen, warfen ihm seine ehemaligen Kameraden „Diffamierung“ des deutschen Soldatentums vor, und Offiziersvereinigungen drohten, ihn auszustoßen. Es wäre besser, diese Kreise würden mit sich selbst zu Gericht gehen, anstatt jede Kritik als „Beschmutzen des eigenen Nestes“ zu verdammen.

Robert Knauss

Wohlfeile Klassikerausgaben

Ein wesentliches Charakteristikum der deutschen Buchproduktion vor und nach dem Ersten Weltkrieg war — im Gegensatz zu unseren heutigen Verhältnissen — die „Massen“-Herstellung von Klassikerausgaben aller Arten und Größen, von der bändereichen historisch-kritischen Edition bis zur einbändigen Dünndruckluxusausgabe. Die soziologische Umschichtung nach dem letzten Kriege, die Verarmung zahlreicher früherer Bücherkäufer und nicht zuletzt der Wandel in der Auffassung vom Buche, das nicht mehr — ledergebunden in Goldschnitt — als Repräsentationsgegenstand hinter dicken Glasscheiben zu prangen hat, sondern, wo es heute noch vorhanden, doch meist zu wirklichem Gebrauch da ist — all diese Faktoren sind mitbestimmend dafür, daß nur verhältnismäßig wenige Klassikerausgaben neu auf den Markt kommen. Die knappen Mittel, die zur Verfügung stehen, zwingen die Verlage zu äußerst knapper Kalkulation und machen eine Klassikerausgabe zu einem verlegerischen Risiko. Es ist daher dem Hanser-Verlag in München nicht hoch genug anzurechnen, daß er die Initiative aufgebracht hat, tatsächlich Neuland für unsere Klassiker zu erobern. Er bringt nun

FRIEDRICH SIEBURG

Gott in Frankreich?

hat die deutsch-französische Auseinandersetzung bis auf den heutigen Tag bestimmt und ist in allen Ländern der Welt gelesen und diskutiert worden. Das bewegte Schicksal des Buches wird vom Verfasser in einem neuen Kapitel ausführlich geschildert. Nach wie vor ist der kritische Humor des Autors für unser Gespräch mit Frankreich ebenso notwendig wie der bittere Ernst der Sieburgschen Fragestellung. Der Leser wird sehen, daß die Sympathie für die französische Lebensart mit dem Sinn für das Tragische in den deutsch-französischen Beziehungen wohl vereinbar ist. Es ist ein Buch für den deutschen Leser, denn dieser nimmt an den lebenswürdigen Zügen französischer Zivilisation ebenso teil wie an den Schwierigkeiten, die von drüben kommen.

86.—93. Tausend, 360. Seiten und 16 Bildtafeln. In Ganzleinen geb.

DM 12.80

Erweiterte
Neuausgabe soeben erschienen



SOCIETÄTS-VERLAG
FRANKFURT AM MAIN

schon seit Jahren Dünndruckausgaben, die mit philologischer Gewissenhaftigkeit von all dem befreit wurden, was unsere Zeit nur noch als Ballast empfinden würde. Statt einer zehnbändigen Ausgabe, die schon räumlich nicht unterzubringen wäre, hält man so zwei bis drei bildsauber ausgestattete und gedruckte Bände in Händen, wie die der jetzt aufgelegten *Herderausgabe* (2 Bände mit insgesamt ca. 1760 Seiten. DM 28,50). Die Lektüre kommt einer Neubegegnung gleich, weil durch diese komprimierende Zusammenfassung all dessen, was uns heute noch interessiert, und durch die Aussparung des Unwesentlichen die Vielseitigkeit und die dynamische Kraft des Herderschen Denkens und Dichtens mit einer Unmittelbarkeit auf uns einzuwirken vermag, die uns gleichzeitig auch die geistesgeschichtliche Wirkung Herders in seiner Zeit viel besser verstehen lassen wird. Der Dichter Herder kommt mit seinen Gedichten, den „Stimmen der Völker in Liedern“ und der berühmten Übersetzung des „Cid“ zu Worte. Daneben stehen die wichtigsten Schriften und Aufsätze des Denkers und Forschers, der mit seinen Ideen bahnbrechend für das erwachende Nationalbewußtsein der Völker im 19. Jahrhundert wurde. Hervorzuheben wären noch der vorzügliche Kommentar, das Personenregister und die Zeittafel, die uns Lesern des 20. Jahrhunderts den Zugang zur Welt Herders erleichtern werden.

Ist der Hanser-Verlag mit seinen Klassiker-Ausgaben erst nach dem Zweiten Weltkrieg hervorgetreten, so hatte der Insel-Verlag sich schon seit vielen Jahrzehnten auf diesem Gebiet bewährt. An die Tradition seiner berühmten Großherzog-Wilhelm-Ernst-Dünndruckausgaben schließt er mit der Neuherausgabe von *Büchners sämtlichen Werken und Briefen* an. Zu dem erstaunlich niederen Preise von nur DM 9,80 ist hier auf 408 Seiten alles enthalten, was wir von Büchner, dem früh verstorbenen genialen Dramatiker, besitzen. Die bei Büchner besonders schwierige und immer noch strittige Frage nach der richtigen Schreib-

weise — die schwer lesbare Handschrift war vom ersten Herausgeber Karl Franzos teilweise fehlerhaft wiedergegeben worden — wurde dem neuesten Stand der Forschung angepaßt, so daß wir hier wohl für lange Zeit die maßgebliche Ausgabe besitzen werden, die darüber hinaus in ihrer typographischen Anordnung und Ausstattung ein wahres Kabinettstück moderner Buchkunst geworden ist.

J. E.

Eine Bilanz?

Wer von dem anspruchsvollen Titel des Buches ausgeht, „*Bilanz des Zweiten Weltkrieges*“ (Oldenburg, Gerhard Stalling Verlag. 472 Seiten. DM 19,80), muß von dem Inhalt enttäuscht werden. Es ist eine Sammlung von 28 Aufsätzen über die verschiedenen Teilgebiete des totalen Krieges, aus der Feder von 24 Autoren mit bekannten Namen, die als Spezialisten auf ihrem militärischen oder zivilen Fachgebiet die Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges niederlegen und jeweils am Schluß die „Teilbilanzen“ ziehen. Unter einer „Bilanz des Zweiten Weltkrieges“ stellen wir uns aber etwas wesentlich anderes vor: eine Zusammenschau vor allem der geistigen und seelischen Kräfte auf der Soll- und Haben-Seite. Wie haben diese Kräfte sich in der Politik verwirklicht, die zum Kriege führte und während des Krieges die Katastrophe brachte? Es ist ja fast komisch, daß dieses Buch sich über das politische Geschehen, das äußere wie das innere, schamhaft ausschweigt, während doch all die verschiedenen Fachaufsätze erst Zusammenhang, Richtung und tieferen Sinn erhalten hätten, wenn sie in das Magnetfeld der Politik gestellt und von ihr induziert worden wären. Und unter dem Schlußstrich der Bilanz hätten wir eine „Gewinn- und Verlustrechnung 1945“ erwartet, aus der hervorgeht, welche Kräfte als Reste der Vergangenheit abzuschreiben und welche als hoffnungsvolle Ansätze für die Zukunft zu bewerten sind. Ähnliches muß der Verlag selbst im Auge gehabt haben, wenn er in seinem Vorwort: „Warum wurde dieses Buch geschrieben?“

Pakraduny:

Die Welt der geheimen Mächte

das große umfassende Standardwerk der gesamten Grenzwissenschaften nach Quellen der modernen Forschung in allgemeinverständlicher Form, u. a.:

Graphologie, Handlesen, Gesichtsausdruckskunde, Suggestion, Hypnose, Siderisches Pendel, Wünschelrute, Parapsychologie, Traumdeutung, Spiritismus, Biorhythmik, Astrologie, Horoskopdeutung, Symbolik, Mystik der Farben, Prophetie, Magie, Yoga und Psychosomatik.

Ganzleinenband mit Goldprägung im Lexikonformat 16,5 x 34,5 cm. Lackierter Vierfarben-Schutzzumschlag. 863 S. mit 350 Abbildungen, 10 Mehrfarben-Kunstdrucktafeln, Tabellen, Testen, Karten und einem Yoga-Lehrgang als Beilage, DM 48,—.

VERLAG TIROLER GRAPHIK

Auslieferung: Kairos-Verlag,
Baden-Baden, Schloßstraße 8

HORTULUS

Vierteljahrsschrift
für neue Dichtung

Herausgegeben

von Hans Rudolf Hilty

Die literarische Zeitschrift, die vor allem verheißungsvollen jungen Dichtern den Weg an die Öffentlichkeit erleichtern will und in den drei Jahren ihres Bestehens schon einen erstaunlichen Weg aufwärts zurückgelegt hat.

**TSCHUDY-VERLAG
ST. GALLEN/SCHWEIZ**

Auslieferung für Deutschland:
THORBEKE-VERLAG, LINDAU
Jahresabonnement: DM/SFr. 8.—

DEUTSCHE KOMMENTARE

WOCHENZEITUNG FÜR DAS GANZE DEUTSCHLAND

Herausgeber: Dr. Karl Silex

In den politischen und geistigen Weltspannungen zwischen West und Ost ist diese vom ehemaligen Chefredakteur der DEUTSCHEN ALLGEMEINEN ZEITUNG herausgegebene Wochenzeitung, die sich an den anspruchsvollen Leser aus allen Schichten wendet,

die notwendige Ergänzung zu Ihrer Tageszeitung

Einzelpreis DM -,30. Im Abonnement einschließlich Vierteljahrshefte
DIE BÜCHER-KOMMENTARE monatlich DM 1,50.

DIE BÜCHER-KOMMENTARE

VIERTELJAHRSHEFTE DER DEUTSCHEN KOMMENTARE

Bei einer Buchproduktion, die den Vorkriegsstand überschritten hat, sind DIE BÜCHER-KOMMENTARE der Führer durch einen sonst kaum noch überschaubaren Büchermarkt. Sie wenden sich an das bücherkaufende Publikum, bewahren es beim Bücherkauf vor Enttäuschungen und helfen ihm dadurch Geld sparen. Jedes Vierteljahr 200 kritische Buchbesprechungen mit der Beilage „Jugendbücher“ als Ratgeber für die Eltern.

Einzelpreis DM -,90. Sichern Sie sich den laufenden Bezug durch das Abonnement (vierteljährlich DM -,90). Abonnements durch die Post oder den Verlag. Einzelnummern durch jede Buchhandlung.

VERLAG DEUTSCHE KOMMENTARE

STUTTGART W, SENEFELDERSTRASSE 69

die Aufgabe stellt, sich mit dem Zweiten Weltkrieg „elementar auseinanderzusetzen.“ Einzig der Schluß-Aufsatz des General a. D. v. Manteuffel, M.d.B., „Die Wende der Zeit“ deutet an, worauf es bei einer „Bilanz des Zweiten Weltkrieges“ angekommen wäre. Darüber soll

aber nicht der Wert des Buches übersehen werden, der in den sachkundigen Einzelaufsätzen liegt. Hier wird eine Fülle von kriegsgeschichtlichem Material geboten. So wird das Sammelwerk zum Nachschlagewerk.

Robert Knauss

Mitarbeiter dieses Heftes u. a.:

Ellen Maria Gorrisen: geb. 1916 in Berlin, lebt in Paris, ist politische Mitarbeiterin verschiedener Zeitungen und Rundfunkstationen und in Straßburg als Beobachterin für die „Weltföderation der Ligen für die Vereinten Nationen“ beim Europarat tätig. Frau Gorrisen hat früher längere Zeit in Argentinien, USA, Frankreich und England gelebt. — **Alfred Frisch** ist in Paris als politischer und Wirtschafts-Korrespondent verschiedener deutscher Zeitungen tätig, u. a. der „Stuttgarter Nachrichten“ und der „Deutschen Zeitung und Wirtschaftszeitung“. — **Fritz Kraus** gehörte bis 1943 der Kulturredaktion der „Frankfurter Zeitung“ an, in der er insbesondere die Beilage „Hochschule und Jugend“ leitete. Nach dem Verbot der Zeitung war er Lektor verschiedener Verlage und lebt jetzt als freier Schriftsteller in Überlingen/Bodensee. — Von **Professor Dr. Fritz Martini**, Stuttgart, befindet sich eine umfangreiche Darstellung der Geschichte der künstlerischen Prosa von Nietzsche bis Benn im Druck. Seine „*Deutsche Literaturgeschichte*“ (Sammlung Kröner) ist gerade in 5. Auflage erschienen. — **E. H. Werner Ackermann**, geb. 1892 in Antwerpen, hat zahlreiche Bühnenstücke, Bücher und Hörspiele publiziert. Er lebt seit 1951 in Johannesburg/Südafrika.

Fortschrittliche u. freiheitsbewußte
Europäer lesen und verbreiten

DAS FREIE WORT

die beliebte deutsche Wochenzeitung mit dem dreisprachigen „Europäischen Forum“, mit der „Sozialen Beilage“ und den Rubriken „Junge Welt — junges Europa“, „Europa — unsere Heimat — schönes, weites Abendland“, „Unsere Frauen — unser Leben“ und nicht zuletzt mit dem hochaktuellen politischen Teil, der an keine Partei gebunden ist und

immer Neues, Besonderes und
Interessantes

bietet. „Das freie Wort“ steht an der Spitze aller europäischen Wochenzeitungen in seinem Eintreten

für Freiheit, Recht und
Menschenwürde.

Monatlich durch die Post bezogen
nur 1,22 DM. — Erfolgreiches
Insertionsorgan. Probenummern
gratis durch den Verlag „Das freie
Wort“ in Düsseldorf-Gerresheim,
Heyestraße 63

Das Kulturwort

ist eine Zeitschrift für Kultur und Wissen, die seit längerer Zeit besteht und die Kulturkrise überdauert, weil sie ohne Scheuklappen und billige Schlagworte, ohne politische Tendenz, ohne konfessionelle Bindung, sachlich einwandfrei, klar und offen zu ihren Lesern spricht. „Verkappte Religionen“ von Carl Julius Haidvogel heißt der Leitartikel des Aprilheftes. Sie finden außerdem regelmäßig Aufsätze zu aktuellen Problemen der Kultur, des menschlichen Lebens, der Literatur und Wissenschaft und Buchbesprechungen. Abonnieren Sie es zur Probe auf ein Vierteljahr zum Preise von DM 3,—. Sie werden Ihre Freude daran haben.

ÖSTERREICHISCHES
KULTURWORT

Dr. Walter Seibert

Ludwigshafen/Rh., Sperlinggasse 7

Im nächsten Heft der Deutschen Rundschau lesen Sie u. a.:

Gustav René Hocke	Paradoxes Italien
Wolfram Daniel	Kein Tag ohne Sorgen in Sofia
Fritz Diettrich	Theodor Däubler, der große Rhapsode
Felix Braun	Der Dichter in der Hölle

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Kösel-Verlags, München, bei, um dessen Beachtung wir unsere Leser bitten.

Eingesandte Bücher

(Besprechung vorbehalten)

- James, Henry: „Die sündigen Engel“. München, Biederstein. 207 S. DM 9,80.
 Petterson, Hans: „Über unerforschte Tiefen“. München, Biederstein. 199 S. 25 Abb. 16 Zeichnungen. DM 13,80.
 Uhlenbusch, Hugo Paul: „Sonntags ein Huhn im Topf“. Berlin, Herbig. 716 S. DM 19,80.
 Day, Harvey: „Studium und Praxis der Yoga-Übungen“. Stuttgart, Hans E. Günther. 188 S. DM 11,80.
 Mikes, George: „... über Alles“. Zürich, Diogenes. 159 S. DM 3,40.
 Lindbergh, Charles A.: „Mein Flug über den Ozean“. Frankfurt a. M., S. Fischer. 570 S. DM 18,50.
 White, Theodore H.: „Glut in der Asche“. Frankfurt a. M., S. Fischer. 440 S. DM 17,50.
 Klemm, Friedrich: „Technik“. Freiburg, Karl Alber. XII, 456 S. DM 26,—.
 Hayén, André: „Thomas von Aquin Gestern und Heute“. Frankfurt a. M., Josef Knecht. 144 S. DM 4,80.
 Stolpe, Sven: „Das Mädchen von Orléans“. Frankfurt a. M., Josef Knecht. 419 S. DM 15,80.
 Lin Yutang: „Leb wohl, Sunganor“. Berlin/Frankfurt a. M., G. B. Fischer. 498 S. DM 9,80.
 Brod, Max: „Franz Kafka“. Frankfurt/M., S. Fischer. 368 S. DM 15,80.
 Kraus, Karl: „Die Sprache“. München, Kösel. 445 S. DM 25,—.
 Nicolson, Harold: „Georg V“. München, C. H. Beck. XIX, 646 S. DM 32,—.
 Stein, Werner: „Kulturfahrplan“. Berlin, Herbig. 1400 S. DM 14,80.
 Storm, Theodor: „Der Schimmelreiter“. Flensburg, Christian Wolff. 138 S. DM 12,50.
 Kaehle, Edna: „Wie ich den Krebs bezwang“. Stuttgart, Hans E. Günther. 147 S.
 Horstmann, Lali: „Unendlich viel ist uns geblieben“. München, Paul List. 277 S. DM 10,80.
 Schlisske, Otto: „Evangelisches Elternbuch“. Stuttgart, Kreuz-Verlag. 363 S. DM 9,80.
 Glaeser, Friedrich: „Von der inneren Macht des Menschen“. Wien, Wilhelm Braumüller. 212 S. DM 6,80.
 Luserke, Martin: „Obadjah und die ZK 14“. Flensburg, Christian Wolff. 575 S.
 Kohn, Hans: „German History. Some new German Views“. London, George Allen & Unwin Ltd. 224 S.
 Cüliga, Anté: „Im Land der verwirrenden Lüge“. Köln, Verlag für Politik und Wirtschaft. 340 S. DM 5,80.
 Herling, Gustav: „Welt ohne Erbarmen“. Köln, Verlag f. Politik und Wirtschaft. 276 S. DM 4,80.
 Dubout, Albert: „Total verrückt“. Hamburg, Rowohlt. DM 13,80.
 Meichsner, Dieter: „Die Studenten von Berlin“. 621 S. DM 13,80.

Auslieferungsstellen der DEUTSCHEN RUNDSCHAU im Ausland:

Argentinien: Knüll & Wetzler, Estomba 1783, Buenos Aires. — Bolivien: Das Echo, Cochabamba, Casilla 748. — Dänemark: Pressa AG, Blegdamsvej 26, Kopenhagen N. — Finnland: Akateeminen Kirjakauppa, 2 Keskuskatu, Helsinki. — Frankreich: Librairie Martin Flinker, 68 Quai des Orfèvres, Paris 1er. — Griechenland: Georg Mazarakis & Co, Patissonstr. 9, Athen. — Großbritannien: Interbook, 12 Fitzroy Street, London. — Israel: Dr. Alfred Allerhand, 8 Adam Macohen Street, Tel Aviv. — Italien: Libreria Sansoni, Via Capponi 26, Firenze. — Libanon: The Levant Distributors Co., P.O.B. 1181, Beirut. — Luxemburg: Messageries Paul Kraus, 27 rue Joseph Junck, Luxembourg. — Niederlande: Meulenhoff & Co., NV, Amsterdam, Beulingstraat 2. — Norwegen: A. S. Narvesens Kioskkompani, Stortingsgata 2, Oslo. — Österreich: K. Lintl (W. Ennsthaler), Steyr, Grünmarkt 7. — Portugal: Alvaro Goncalves Pereira, Restauradores 12, Lissabon. — Saargebiet: Buchhandlung Bock & Seip, Saarbrücken, Bahnhofstr. 98. — Schweiz: Azed AG, Basel, Dornacherstr. 60—62; Schweizerisches Vereinskassament, Olten. — Spanien: Athenaeum, Barcelona, Pasaje Marimon, 23. — Türkei: Türk-Alman Kitapevi, Beyoglu, Kumbaraci Yokusu 12.

Die DEUTSCHE RUNDSCHAU ist außerdem in jeder guten Buchhandlung erhältlich oder bestellbar.

RUNDSCHAUREISEN

Goethe: „Die Reise gleicht einem Spiel; es ist immer Gewinn und Verlust dabei und meist von der unerwarteten Seite. Für Naturen wie die meine, die sich gerne festsetzen und die Dinge festhalten, ist eine Reise unschätzbar, sie belebt, berichtigt, belehrt und bildet.“

(Brief an Schiller 1797)

Und hier unsere Sommerreise:

1. **Die literarischen Stätten der Schweiz** 3. 6.— 9. 6. DM 225,—
Ein Besuch am Grabe Rainer Maria Rilkes.
2. **Klassische Italienreise** 2. 6.—19. 6. DM 452,—
Schweiz — Mailand — Pisa — Florenz — Rom — Neapel — Pompeji — Paestum — Rom — Perugia — Venedig — Dolomiten.
Leitung: Dr. phil. Dr. theol. E. A. Voretzsch, Kunstgeschichtler, Tübingen.
3. **Studienreise nach Paris** 4. 6.— 9. 6. DM 195,—
Eine kunst- und kulturgeschichtliche Reise.
Leitung: Dozent Dr. G. Scheja, Kunstgesch. Institut der Universität Tübingen.
4. **Studienreise nach Wien** 4. 6.— 9. 6. DM 198,—
Eine kunst- und kulturgeschichtliche Reise.
Leitung: Dr. V. Hell, Kunsthistorikerin, Tübingen.
5. **Klassische Reise nach Griechenland** 10. 8.—28. 8. DM 892,—
Bahnfahrt nach Brindisi. Schiffspassage nach Athen. Schiffsreise nach Kreta. 10tägige Rundfahrt in Griechenland: Mykene, Patras, Olympia, Delphi, Theben.
Leitung: Prof. Dr. K. Wais, Universität Tübingen.
6. **Nordlandfahrt 1954** 4. 8.—17. 8. DM 570,—
Komb. Bahn- und Seereise nach Göteborg — Oslo — Karlstad — Stockholm — Gränna — Kopenhagen.

Schreiben Sie uns noch heute und verlangen Sie die für jede Reise vorliegenden Detailbeschreibungen der Reisen. Schreiben Sie an das

BÜRO FÜR INTERNATIONALE FACH- UND STUDIENREISEN

BRUNO HOCHREITHER - TUBINGEN

FRIEDRICHSTRASSE 15 — TELEFON: 3863

ROBERT FAESI

DIE STADT DES FRIEDENS

Roman aus der Zeit

des Zusammenbruchs der Alten Eidgenossenschaft

586 Seiten, in Leinen DM 25,50

Die Stadt Gottfried Kellers wird durch Robert Faesi aufs neue in den Mittelpunkt eines dichterischen Lebenswerkes gestellt, das Beachtung im ganzen deutschen Sprachgebiet beansprucht. Über den neuesten Roman des Zürcher Dichters, der ein großes dreibändiges Romanwerk abschließt und damit ein reiches Schaffen krönt, urteilt die Schweizer Presse:

„Faesi erzählt, was die Geschichtsschreibung meist übergeht: In der Fülle der familiären Charakterschilderungen und Einzelszenen gibt sich seine vornehme Erzählerkunst am schönsten zu erkennen.“
(Der Bund)

„Mit dem Erscheinen des nahezu 600 Seiten zählenden Bandes hat das größte und, wir wagen es ohne Zögern zu sagen, das bedeutendste erzählerische Werk der letzten Jahrzehnte aus der Feder eines Schweizer Dichters seine Vollendung gefunden.“
(St. Galler Tagblatt)

„Zürich im Mittelpunkt fremder Heere und fremder Fürsten bietet einen Schauplatz von mitreißender Bewegtheit, in den Faesis weitausstrahlender Roman menschliches Ringen, Versagen und Gelingen stellt.“
(Neue Zürcher Nachrichten)

„Die Beseelung des Stoffes hat hier ein Werk von ganzer Gültigkeit erzeugt.“
(Neue Zürcher Zeitung)

Früher erschienen:

Die Stadt der Väter

Roman aus dem alten Zürich. 600 Seiten. In Leinen DM 13,50

Die Stadt der Freiheit

Roman aus der Zeit der Französischen Revolution. 640 S. DM 15,80

ATLANTIS VERLAG ZÜRICH / FREIBURG I. BR.



Als der Kupferstecher Mathäus Merian vor über 300 Jahren seine berühmten Städte- und Landschaftsbeschreibungen in Wort und Bild schuf, konnte er nicht ahnen, daß seine Ideen und Taten einmal in so vollkommener Weise weiter entwickelt und fortgeführt würden wie durch die seinen Namen tragenden, monographischen Hefte »MERIAN«. Monat für Monat lädt die Zeitschrift »MERIAN« ihre Leser ein, mit ihr auf Entdeckung zu gehen, verborgene Schönheiten kennenzulernen, bedeutsame Kunstschätze aufzuspüren, zu erfragen, was unsere Dichter uns zu sagen haben, zu sehen, wie man in früherer Zeit baute und wie man heute baut, geographische und naturkundliche Besonderheiten zu erfahren und sich über unsere wichtigsten Wirtschaftsunternehmen zu informieren. Dadurch ist »MERIAN« vielseitig, interessant, abwechslungsreich und durch die Konzentration auf ein Thema, das eine Stadt oder eine in sich geschlossene Landschaft behandelt, aufschlußreich und beständig. Zu Beginn jedes Monats erscheint ein reich illustriertes Heft mit einem Umfang von 100 Seiten und etwa 90 Abbildungen auf Kunstdruckpapier. Es ist im Buch- und Zeitschriftenhandel oder beim Verlag erhältlich. Heftpreis 2,80 DM, im Abonnement 2,40 DM. Schreiben Sie bitte an den Verlag **HOFFMANN UND CAMPE HAMBURG 13**. Der Verlag würde sich über Ihr Interesse freuen und Ihnen ein Heft senden.

★
MERIAN
★